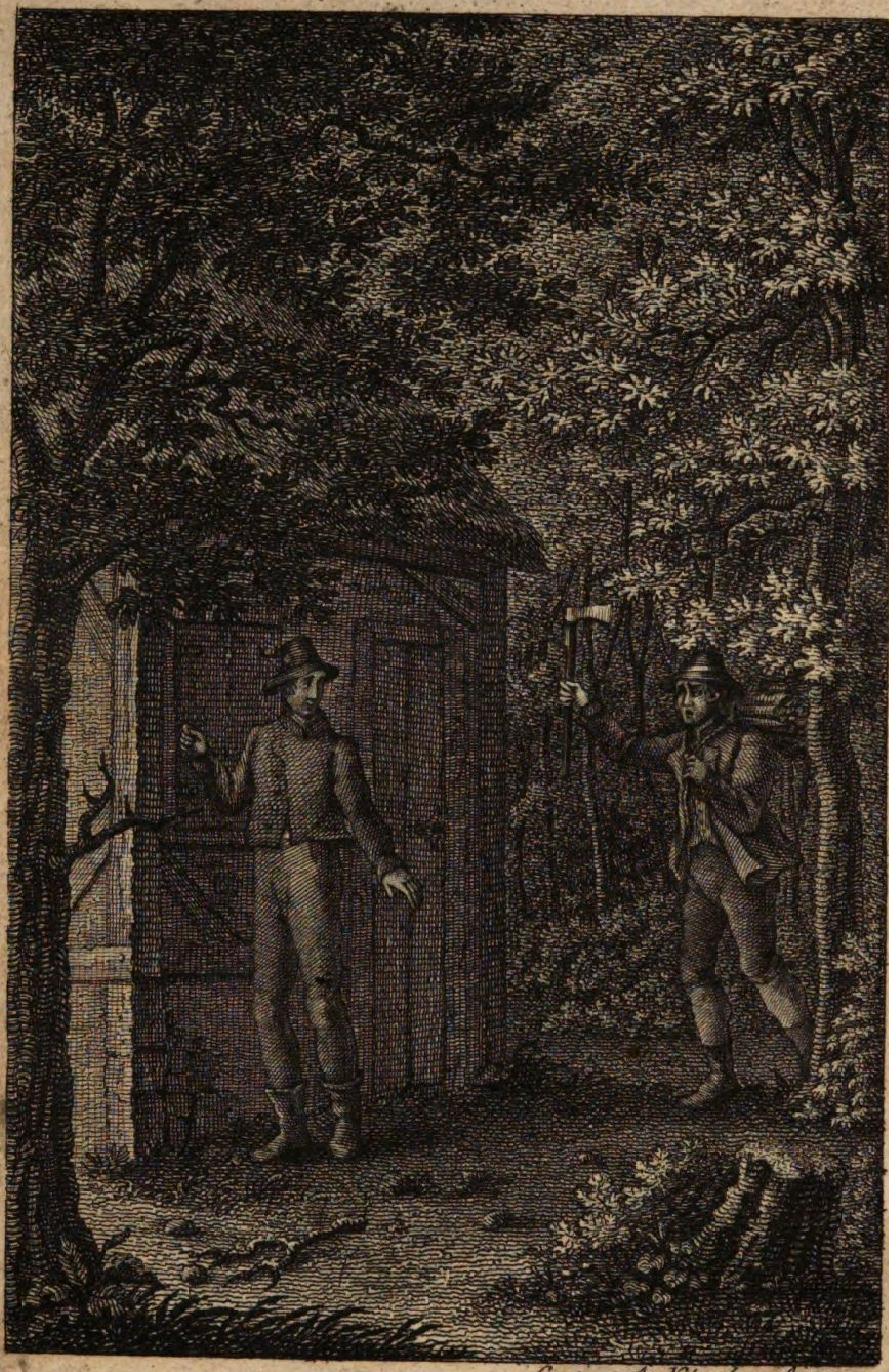
HANS KLOTZ
BUCHBINDEREI
AUGSBURG

LD 5012



Gest. v. A. Klauber Augs.

Nebel

Der verlorne Sohn.

Die Geschichte einer deutschen Familie.

Zur Beherzigung und Warnung
für die
reifere Jugend und für Aeltern,

erzählt
von

W. M. N**** Nebel

Mit einem Titelkupfer.

Mit K. Wurtemb. Privilegium gegen Nachdruck.

Augsburg 1834.
Matth. Rieger'sche Buchhandlung.
(J. P. Himmer.)

2

Vorwort.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß auf jugendliche Gemüther Nichts so mächtig wirkt, als das Beispiel, dieses sei gut oder bös. Aeltern, es kann Euch nicht genug sein, den zarten Pfändern Eurer Liebe das physische Leben gegeben zu haben. Liebt und hütet ihr physisches und ihr moralisches Leben; gründet das Lebensglück Eurer Kinder durch eine gute Erziehung. Die innere Welt des Kindes erwacht viel früher, als Ihr gewöhnlich glaubt. Der blühende Säugling an der Brust der Mutter ist ein aufmerksamer, lernbegieriger Schüler Eures Beispiels, und der Knabe, der mit seinem Steckenpferde, das Mädchen, das mit seiner Puppe spielt, horcht und sieht auf Eure Worte und Werke. Bildet in der ersten Schule ihres Lebens gute Menschen aus den jungen Weltbürgern; brecht durch nachlässige Erziehung nicht selbst den Stab, der Euch bei grauen Haaren stützen soll, damit er Euch nicht zur Ruthe werde in der Hand des Kindes. Die Hand des Schullehrers biegt nicht immer mit Glück ein krumm gewachsenes Stämmchen gerade. Legt den Samen der Religion ins Herz des Kindes am frühesten Morgen seines Daseins, so wird Tu-

gend seine Brust sich zum Tempel machen, und reines Menschenglück wird in ihr wohnen, bis es Abend wird.

Ich habe hier Euch und dir, geliebte Jugend, zwei Beispiele des Guten und des Bösen, Licht und Schatten, in schroffem Contraste der Karaktere aufzustellen gesucht. An Originalien zu dieser ziemlich treuen Kopie einer Familiengeschichte fehlt es nicht.

Die warme, günstige Aufnahme der

„Glocke der Andacht"

der rasche Abgang, die sehr schnelle Verbreitung derselben, hat mich aufgemuntert, wie dort in religiösen Gesängen, so hier in schlichter, einfacher Prosa sprechend, der heiligen Sache der Religion und der Tugend auch dieses kleine Opfer zum Altare zu tragen.

Mögen meine schwachen Federzüge wenigstens für meinen guten Willen zeugen! Möge dies aus dem Volksleben geschöpfte Familiengemälde, ihr lieben, noch durch keine bittre Erfahrung gewitzigten Jugendgemüther, euch den Spiegel dieses Heinrich Schröters warnend vorhalten, damit nicht einst euer Herz, zerrissen und reuegequält, weine und rettungslos sich verblute, wie das seine! Sein böser Engel Daniel, seine Verirrung, sein Leiden und Ende predige euch auf dem Grabe seiner Jugend: Wollt ihr glücklicher sein als er, so sucht euer Glück nur in den Armen der Religion und der Tugend, wie sein Bruder.

Augsburg, im Sommer 1834.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Einleitende Bilder in das Familienleben des fürstlichen Försters Rudolf Schröter.

Der dreißigjährige Krieg war vorüber. Der heldenmüthige Schwedenkönig Gustav Adolf war, von einer mörderischen Kugel getroffen, in der Schlacht bei Lützen gefallen. Teutschland, so lange der Schauplatz des blutigsten Religionskrieges, das arme, verheerte Teutschland hatte wieder Frieden und Ruhe. Der Bürger hatte wieder eigenes Brod, Recht und Ordnung, der Künstler saß wieder ruhig schaffend in seiner Werkstätte und der Soldat vertauschte das so oft von vergossenem Menschenblut geröthete Schwert gegen die segnende Pflugschar. Die Trompete schwieg, die Trommel war verstummt. Sie rissen nicht mehr den einzigen Sohn vom Herzen der weinenden Mutter, den Stab aus den zitternden Händen des alten Vaters. Das Tedeum des Friedens lobte Gott den Herrn in Stadt und Dorf, im ganzen, weiten Lande. Zu jener Zeit — es sind nun gerade 200 Jahre her, indem ich diese Geschichte erzähle — lebten an der Gränze des Böhmerlandes, in der Nähe einer gewerbsamen Landstadt, Rudolf Schröter, Förster des kleinen Landesfürsten,

und Maria, seine getreue, tugendsame Ehefrau, in ihrer abgeschiedenen, einsamen Försterwohnung. Diese war von einem Kranze dunkelgrüner Tannen umgeben und von ihnen gastlich beschattet vor der glühenden Sonne des Sommers. Das Bellen vieler Jagdhunde verrieth schon aus der Ferne dem Wandersmann, der auf der nahen Heerstraße dürstend und müde daherkam, den Aufenthalt eines Jägers, und wenn er auf jene Brücke des Wiesenbaches kam und noch einmal umsah, konnte er beim Anblicke der Hirschgeweihe, die prangend noch aus den Zeiten des Urahnen her über Thüren und Fenstern des alten, grauen Hauses hingen, sich von der Wahrheit seiner Vermuthung überzeugen. Der Himmel erhörte das Gebet Marias um Kindersegen. Sie ward dreimal Mutter viel versprechender, an Seele und Leib gesunder Kinder. Heinrich, der ihre und des Vaters Hoffnung schrecklich zu täuschen, zuerst gekommen war, wurde von Rudolf schon in seiner Wiege zum künftigen Jägerleben bestimmt. Der Knabe zählte noch nicht volle zwölf Jahre, als in ihm seines Vaters Leidenschaft, Tage und Nächte lang, Sturm und Wetter nicht achtend, durch Felder und Wälder zu jagen, so bestimmt und gewaltig erwachte, daß er nie sich glücklicher fühlte, als wenn er sich aus den sorgenden Augen der warnenden Mutter fortstehlen, und, mit einem Gewehre versehen, in Gesellschaft eines eben nicht zu seinem Heile gewählten Jägerburschen auf den Mord unschuldiger oder Raubthiere ausgehen konnte. Ganz das Gegentheil seines später so unglücklichen Bruders war Wilhelm, der Jüngere. Man sollte, wenn man diese Geschichte hört, nicht glauben, daß

diese Brüder, so ungleich einander, Söhne Eines und desselben Vaters waren und die Milch Einer und derselben Mutter tranken; so verschieden haben sich die Folgen der Wahl des guten und des bösen Beispiels an ihrem Leben und Tode geäussert. Sie hatten auch eine Schwester, Namens Louise. Sie war ein Jahr früher unter dem Herzen der Mutter gelegen, als Wilhelm, der sein sanftes, innig in sich hineingekehrtes Wesen von ihr und der Mutter geerbt zu haben schien. Heinrich streifte fast immer den Tag über d'raus im Freien herum und schoß die armen Thiere zusammen; Wilhelm besuchte dagegen täglich seinen ehrwürdigen alten Lehrer, den Pfarrer in der nahen Stadt, und blieb oft vom Morgen bis in die sinkende Nacht im Pfarrhaus. Louisen mußte die Mutter, wenn sie zu lange ausblieb, in der Küche oder im Garten hinter dem Hause suchen, wo sie des Gemüses oder ihrer Blumen pflegte, und so mit dem Nützlichen das Angenehme sinnig verband. So geschah es denn gar oft, daß Maria mutterseelen allein daheim saß, und, dem Herrn im Stillen dienend, in dem wie ausgestorbenen Hause wirthschaftete.

An einem heissen Mittag im höchsten Sommer, als die Glocke der Stadt schon lange Zwölf geläutet hatte, saß sie wieder so allein am offenen Fenster und nähte so emsig, daß ihr die Nadel am Finger glühte. Es war der letzte Freitag im Juni, den ihr eine alte, wahrsagende Zigeunerin als einen Unglückstag bezeichnet hatte. Weder Vater Rudolf, noch einer der Söhne kam nach Hause. Die Besorgniß der Verlassenen wuchs von Minute zu Minute bis zur quälenden

Angst. Die Worte einer bettelnden, prophezeienden Zigeunerin wogen in jenen Tagen schwerer, als in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

„Wo mein Gatte, wo meine Kinder gerade heut so lange bleiben?“ sprach Maria und schaute mit sehnsüchtig suchendem Blicke durch das Fenster. „O mein Gott! was ahnt mir Schlimmes? Es wird doch Keinem der Meinigen ein Unglück begegnet seyn? In deinen gnädigen Schutz und Schirm empfehle ich sie, himmlischer Vater. Sei du mit uns Allen jetzt und für immer.“ Voll beunruhigender Gedanken und Sorgen legte sie nun das lilienweiß gebleichte Weißzeug, an dem sie nähte, bei Seite auf den alten, mit allerlei Schnitzwerk und Jagdbildnereien verzierten Tisch und schickte, so weit sie konnte, das ängstlich forschende Auge als Späher hinaus auf den tiefen, menschenleeren Waldweg. Wohl ersah sie zuweilen eine widerlich schreiende Elster oder ein frommes Grasmückchen, das seinen hungernden Kindern mit einem Mittagbrod in irgend eine Dornhecke zuflog, über den Weg hinschwirren, oder einen einsam und verstohlen daherkommenden Fuchs auf Raub und Diebstahl ausgehen; aber weder der rüstige Förster, noch Heinrich, sein Liebling, erschien mit seinem bösen Gesellen, dem Jägerburschen Daniel, aus der Tiefe des Waldpfades. Auch Wilhelm, der es in die Hand der Mutter hoch betheuern mußte, daß er nicht heute bei Tische fehlen wolle, kam nicht in den Hof herein. Höher und immer höher stieg das Maaß der Angst eines Mutterherzens, wie jenes, das im Busen Marias so zärtlich besorgt, so liebevoll schlug. Immer schwerer wurde

ihr dieses, die Seele ihr trüb und trüber, wie wenn ein Wetter den ganzen Horizont dunkel überzieht. Was ihre Besorgniß auf das Höchste steigerte, war die Sage, daß vor einiger Zeit ein Bär von ungeheurer Größe und furchtbarer Wildheit aus den böhmischen Wäldern sich in's Revier des nahen Waldes verlaufen habe. Die Knaben der Landstadt, die sich sonst immer am Sonntage Nachmittags schreiend und hell jubilirend im Walde herumtummelten, wurden durch das Gerücht von dem unheimlichen Waldgaste geschreckt und kamen nun nicht mehr heraus; ja selbst die ältern Leute der Umgegend getrauten sich kaum mehr auf einige hundert Schritte in den Wald hinein. Das ist gewiß, daß der Hirte, so oft er in seiner Nähe vorüber mußte, immer vor jenem Feldkruzifixe neben der Brücke des brausenden Waldbaches sich und seine Heerde in des Allmächtigen Schutz empfahl, und, oft sich umschauend, mit klopfendem Herzen weiter zog.

Mochte Vater Rudolf von dem mährchenhaften Unthiere aus Böhmen sich nicht schrecken lassen, so hauste doch ein sehr gefährlicher Unhold im Gehölze; und dies war ein Wolf, den jüngst Gretchen, des Küsters Tochter, als sie Nachmittags auf den Wiesen Linnen bleichte, wüthend, über Hals und Kopf durch einen Kornacker dem Walde zueilen sah. Und in diesem machte damals Rudolf Jagd auf alles Wild, das so unglücklich war, in das Ziel seines sicher treffenden Feuerrohrs zu gerathen. Sein gutes Waidmesser, Blei und Pulver begleitete zwar ihn, den besten Schützen im ganzen Umkreis, immer hinaus; aber der gute Mann ging seine Wege gern allein und ver-

traute, verwegen wie er war, zu viel auf seine arme, menschliche Kraft. „Selbst muß der Mensch sich helfen"; das war sein Sprüchwort, wenn Maria, besorgt vor Wildschützen, ihn zu warnen, ihn zurückzuhalten Worte und Mühe verlor. Die Wildfrevler fürchteten ihn, wie das gebrannte Kind das Feuer. Sie wurden hart und schonungslos von ihm behandelt, wenn ihm einer in die Hände fiel. Einen so heissen, kochenden Ingrimm nährten sie im Herzen gegen ihn, daß sein oder seines Heinrichs Leben oft an einem Haare hing. Und eben damals stellten Vater und Sohn einem der tollkühnsten und lebensgefährlichsten Wildräuber nach.

„Immer noch keine Seele der Meinen zurückgekommen", sprach die Mutter, und horch! eben wie sie, von Unruhe getrieben, aus dem Zimmer wollte, fiel ein krachender Schuß ganz in der Nähe. Ahnungsvoll erschrocken fuhr sie zusammen. Hundegebell und Freudengelächter einer ihr zu bekannten Stimme folgte rasch auf den Schuß. Im Traume bellte mit heisserer Stimme der alte, erblindete Jagdhund mit, der, seines Herrn Gnadenbrod genießend, am Ofen lag und schlief. Dem Schatten nach, der über das blendend weiße Fleckchen Sonnenschein an der Zimmerwand vorüberstrich, mußte ein großes, geflügeltes Thier erschossen durch die sausende Luft herabgefahren sein.

„Wenn dieser Schuß einem Menschenleben gegolten hätte? Rudolf! mein Rudolf! die Wildschützen! — Ewiger Gott, sei mit uns!" — Jetzt war es d'raus und im Zimmer wieder so still, als stockte der Puls der Natur, und die concertirenden Singvögel des weiten Waldes machten erschrocken im ganzen Umkreis eine

lange Pause. Das erwartungsvolle, hochklopfende Mutterherz fragte sich ängstlich selber: was ist geschehen? Nicht lange, so ward dem guten, nie schlummernden Herzen Antwort. Marias Schmerzenssohn Heinrich trat herein.

„So erschrocken, Mutter Wilhelms, meines Bruders?“ fragte er, indem er sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirn wischte; „freilich auch meine Mutter; aber geliebt von Ihnen, wie der Glückliche, ist der rauhe Heinrich nicht. Hier schauen Sie, Mutter, was ich mir diesmal auf dem Kreuzweg d'raus geschossen habe. Der ist gut getroffen. Ich wollte, dieser blutende Wicht da wäre ein Wildschütze.“ Mit diesen Worten warf er nun einen schmerzlich zuckenden jungen Lämmergeier von der Schulter in die Ecke des Zimmers, und legte Gewehr und Jagdtasche ab. Wüthend im Todesschmerze schlug der verendende Raubvogel, der sich in jene Gegend verflogen hatte, mit den starken, rauschenden Flügeln so heftig um sich, daß Staub im Zimmer wirbelte, und krallte sich im Todeskampfe so fest in die Bodendiehle, als hätte er eiserne Klauen. „Seht mir doch“, sprach Heinrich und sah mit triumphirender, schadenfroher Miene den Leiden des unglücklichen Thieres zu, „seht mir doch den tollen Gesellen an. Wie närrisch er thut und nach Luft schnappt! Wie er sich wehrt und kämpft und tobt! Ich that doch meinen Meisterschuß an dir. Im Fluge, Mutter, thurmhoch über mir schwebend, fast in den Wolken verloren, schoß ich ihm meine Kugel mitten in's Herz hinein. Er stiehlt dem Schäfer kein Lamm von der Mutter mehr weg. Mein Vater wird sich freuen

wenn er das hört. Frieden einmal, du rasendes Ungethüm! Fällt dir das Sterben so schwer?"

Marias zartfühlendes Herz wandte sich betrübt von diesem Schauspiel der Fühllosigkeit ihres Kindes ab; der junge Jäger aber schlug nun so hart und grausam mit dem Griffe seines Hirschfängers auf das arme Thier, daß es nach einigen Minuten todt unter der Bank liegen blieb. Was zum Dorne wird, spitzt sich früh.

Mit einer Art tiefinnerlichen Grauens betrachtete die Mutter den mißrathenen Sohn erst still und kopfschüttelnd, dann trat sie zu ihm und sprach zu ihm die betrübten Worte: „Heinrich, was hatte dir dies arme Geschöpf gethan, daß du ihm Freiheit und Leben nahmst? O mein Sohn, ich kenne dich bald nicht mehr. Du entfernst dich meilenweit von meinem Herzen, bis es dich ganz verloren hat. Du verlangst von der Mutter Liebe; wie kann sie dich lieben?" Sie wollte ihm dabei in's Auge sehen, aber er schlug die Blicke zu Boden und sprach kein Wort. „Mein Heinrich", begann sie dann wieder und ergriff seine Hand, „sind wir einander so fremd geworden? Deine wachsende grausame Lust, die unglücklichen Thiere, die in deine Mörderhände fallen, zu quälen, zu martern, dein liebloses Herz an ihren Todesqualen zu weiden, ach! dies verrieth mir schon tausendmal, und eben wieder, die Rauheit und Verwilderung deines Wesens. Du kommst selten mehr in die Kirche, und wenn dich einmal mein Auge wieder darin findet, so betest du nicht. So verödet dein Herz, die bessern Empfindungen deines Gemüthes sterben so in ihrer Jugend schon aus. Wie

mich, die Mutter, so vernachläßigst du auch dein ewiges Seelenheil. Gott weiß es, ich bin nicht schuld; meine Stimme hörst du nicht mehr. Du gehst zu viel mit dem Daniel um. Er ist kein guter Mensch. Gehe nicht mehr mit Daniel. Gelobe mir dies, versprich es mir. Heinrich, werde ein guter Mensch, damit ich einst nicht jener Stunde weinen müsse, in der ich dich geboren. Wend' um, mein Kind, o komm zu mir zurück."

Schamröthe flog über Heinrichs zu Boden gesenktes Gesicht. Sein Auge fühlte einmal wieder den Thau einer Thräne. Maria sah dies und hoffte wieder. „Denke", sprach sie dann weiter, „denke deines Oheims Robert, jenes grausamen, vermessenen Jägers, der sich einem angeschossenen Eber, Gottes Barmherzigkeit versuchend, entgegenwarf, und von den Hauern des Wildes zerschlitzt und hilflos zerrissen wurde. Sollst auch du einmal so elend um dein Leben kommen? Wende dich von dem bösen Daniel ab und mir und der Tugend zu; er richtet dich sonst zu Grund an Leib und Seele. Sei taub gegen die Stimme des Verführers; höre die sanfte Stimme der Religion und habe Gott vor Augen in Allem, was du denkest und thust. Kind meines Herzens, komm zur Mutter zurück."

Heinrich drückte stumm bewegt ihre Hand, auf die eine heiße Thräne aus seinen Augen tropfte; denn er war noch guter Empfindungen und eines Vorsatzes zur Besserung fähig. „Meine gute Mutter", sprach er dann, indem er seine Flinte nahm und sie putzte, „ich weiß es wohl und habe es oft mit Schmerz empfunden, daß Sie mein rauhes Wesen von mir eben so sehr ab-

stößt, als Sie meinen sanftmüthigen Bruder lieben, der mich Ihrer Liebe beraubt und die Früchte Ihrer Zärtlichkeit allein zu genießen versteht. Sagen Sie selber, Mutter, haben Sie nicht seit Wilhelms Kindheit eine mich kränkende Vorliebe für ihn? Und warum diesen Raub an meinem Herzen? Vielleicht weil er das Glück hat, blaue Augen wie Sie zu haben und der Mutter ähnlicher zu sehen? O Gott! ich habe oft im Stillen geweint, daß Sie ihn zu sichtbar mehr lieben, als mich. Er hat mich aus Ihrem Herzen verdrängt, ich lasse Sie kalt. Was habe ich Ihnen gethan? Bin ich denn Ihr Stiefsohn? Das schmerzte mich schon Jahre lang in der Seele. Darum konnte ich nicht zu Hause bleiben, um dies ansehen zu müssen. Darum schloß ich mich an Daniel, und darum bin ich Ihnen so fremd geworden. Ich will Sie nicht anklagen; aber könnten Sie in diese Brust hineinsehen, Sie würden sehen, wie es darin blutet, Mutter." Finster und immer finsterer wurde während dieser Worte sein nasser Blick. Vom Jagen ermüdet, drückte er sich in die Ecke tief und still. Die Mutter fühlte seinen Tadel, und ihre leise Erwiederung war: „So ganz unrecht hast du nicht. Ich liebte von jeher Wilhelm mehr, als dich. Es ist meine einzige Schuld, für die ich vielleicht noch in diesem Leben schwer büßen muß. Gott vergebe sie mir."

In diesem Augenblicke hörten Beide Jemanden mit hastigen Schritten d'raus vor dem Fenster vorübereilen. Gleich darauf trat ein noch ziemlich junger Mensch von beiläufig dreißig Jahren in's Zimmer. Sein in's Röthliche spielendes, krausbuschigtes Haar bedeckte be-

ſtäubt und verworren die niedere Stirn, auf welcher böſe Leidenſchaften ſo frühe ſchon in ungeraden Linien ihre Furchen wühlten. Unter den dichten, ſtets bewegten Braunen hervor blitzten ein paar kleine, tückiſche Augen. Ihre Farbe war grünlichgrau. Um den hämiſch lächelnden Mund des Menſchen ſpielte der Hohn einer verderbten Seele. Zudem hinkte der Eingetretene auf dem rechten Fuße. Im Ganzen war er ſehr übel gewachſen. Wie ſeine Seele, ſo war ſein Körper mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet. Der Menſch hieß Daniel Schlott. Seit zehn Jahren war er Rudolfs Jagdgehilfe. Er ſollte die Schlange ſeines häuslichen Paradieſes werden. Ob er es ward?

„Da hat ſich", ſprach Daniel, nachdem er eingetreten war und einen Blick des Mißvergnügens auf Heinrichs Geſellſchafterin, ſeine Mutter, geworfen hatte, „da hat ſich, Heinrich, wieder einer von den verwünſchten Wildräubern im Gehege gezeigt und ſich vom Herrn Förſter, Ihrem Vater, und uns Jägerburſchen das Handwerk legen laſſen. Wir haben den Gefährlichſten. Dem ſei Gott und der Criminalrichter gnädig." „Wie, Daniel?" rief Heinrich aus und ſprang freudevoll auf, „den Franz Weidenbacher habt ihr wirklich gefangen? So wär' er uns endlich doch in's Garn gelaufen? Daniel, Gott ſei Dank! Wir wollen uns bezahlt machen an dieſem Weidenbacher, der uns ſo manch' edles Wild, die ſchönſten Hirſche wegſtahl. Gequält ſoll er werden bis auf das Blut der Seele. Bringt ihn mein Vater ſchon herein?" „Dort kommen ſie ſchon mit ihm", entgegnete Daniel und deutete durch das Fenſter in die Ferne hinaus; „ſehen Sie dort unten? Rechts

der Hütte des Kohlenbrenners machen sie jetzt Halt. Der Gefangene sucht zu entkommen. Wie er sich sträubt! Wie er mit beiden Armen ringt und droht! Er wird gebunden und auf den Bauernwagen geladen. Sechs geladene Rohre um ihn gebieten ihm Reverenz. Nun geht es wieder vorwärts. Nur zu! immer zu!" Heinrich glühte vor Freude. „Nun denn, Mutter, so bringen Sie das Mittagessen. Aber, Mutter, gehen Sie doch; denn, glauben Sie mir, so hungert kein junger Wolf wie ich."

Maria warf dem Daniel einen viel sagenden Blick zu; Heinrich verstand diesen Blick. Sie warnte diesen still und sanft mit erhobenem Finger, ging zu Louisen in die Küche hinaus und ließ ihn ungern mit dem bösen Gesellen allein.

Beide brachten nun vor Allem den Lämmergeier aus dem Zimmer. Nicht lange, so hörten sie unfern dem Hause Rudolfs bekannte Stimme und das Knarren der Wagenräder auf der steinigten Waldstraße. Mitunter bellte auch Vater Rudolfs getreuester und schönster Jagdhund. Er hieß Diana und war ihm unter sieben der Liebste. Ein edleres, verständigeres Thier seiner Art sah man nie. „Sie sind es!" rief Daniel aus und eilte vom Fenster hinweg und hinaus in den Hof, wo Heinrich eben das schwere Eisengitter des Thores öffnete. Vier bis fünf Jägerbursche, Herrn Schröter an ihrer Spitze, gingen mit scharf geladenen Gewehren neben dem Leiterwagen eines Bauern her, der Gras aus dem Walde holte. Von dem auf dem Wagen liegenden Wildschützen sah man anfangs Nichts, als seinen breit geränderten, grauen Filzhut; so tief war

der gebundene Frevler im Gras versteckt. Sein Herz kochte darunter voll Ingrimm. Er betete nicht, aber glühende Seufzer und Verwünschung preßten sich aus seiner Kehle. Verwünschungen hört die Hölle, taub ist das Ohr des Himmels für sie. „Halt!" gebot Vater Schröter, und der Wagen stand endlich still.

Zweites Kapitel.

Was sich mit dem Wildschützen begeben, und was Sonderbares mit Wilhelm vorgegangen.

Der Wagen stand wohl lange still, aber der Gefangene droben machte keine Miene, sich aufzurichten und seinen Platz zu verlassen. Er lag regungslos und ohne Laut. Seine Blicke funkelten von einem bösen Feuer sein Gesicht erglühte von Zorn. Er ballte die wuthzitternde Faust unter dem Gras und schwur es dem Förster im Innern, eine schreckliche Rache an ihm und seiner Familie zu nehmen, sobald es ihm gelänge, wieder in's Freie zu kommen. Ob er seinen Schwur gehalten? Die nächste Zukunft hat es gelehrt.

„Wird Er bald herabkommen, oder soll ich Ihn auf diesem Wagen zu Gerichte führen?" rief der ungeduldige Förster dem Weidenbacher zu und befahl, Gewalt an dem Widerspännstigen zu gebrauchen. Da erhob der Gefangene das Haupt und sprach mit bebenden Lippen: „Ihre Leute, Herr Schröter, haben einen armen Mann gebunden wie einen Missethäter.

Herr, ich habe Weib und Kinder —" Anstatt ihm zu antworten, befahl Rudolf einem seiner Jagdgehilfen, auf den Wagen zu steigen und die Stricke des Jammernden zu lösen, damit er herunterkommen und seinem Schicksal entgegengehen könnte. Schnell war geschehen, was er befohlen. Der Weidenbacher fügte sich erbittert in die Nothwendigkeit, suchte in seinen Taschen nach irgend einer kurzen Waffe, die er sonst gewöhnlich bei sich trug. Zum Glücke der Umstehenden fand er sie nicht. „Das ist arg, ist zu arg", murmelte er und verbiß mit knirschenden Zähnen seinen aufschwellenden Unmuth. „Es wird schon Mittel geben", dachte er und stellte sich nun ruhig und gefaßt. Rudolf gebot ihm, ohne Widerrede vor ihm in's Haus zu treten, und schickte nach einem Gerichtsdiener. Weidenbacher erschrack gar sehr und seine Kniee schlotterten vor Angst, wie er die Worte Gericht und Zuchthaus oder Tod vernahm. Der Landesfürst war streng, gegen Wildräuber ein unerbittlicher Tyrann. Was hätte Franz zu hoffen?

„Was soll aus einem armen Manne werden, bester Herr Förster?" fragte Franz und war im Begriffe, ihm bittend und Gnade flehend vor die Füße zu sinken; aber Rudolf donnerte dem verzagten Sünder drohend zu: „Mir voran, Elender, und erwarte dein Loos." Unglück weissagend heftete da der Verzweiflungsvolle fester seine Blicke auf Heinrichs unbesorgten Vater. „Ach Gott! mein armes Weib!" brach er dann aus, „meine weinenden Kinder, Herr Schröter! Wollen Sie mich zum unglücklichsten Vater, mein Weib zur Wittwe, meine unerzogenen Kleinen zu Waisen, zu Bettelkindern

machen? Können Sie das einst vor Gottes Richterstuhl verantworten? Erbarmen um der Unschuldigen willen! Ich will keine Hirsche mehr, lieber mich selber, erschießen."

Rudolf unterdrückte mit Gewalt eine Bewegung seines Innern. Einem Jägerburschen gab er einen Wink. Dieser flog über die Brücke der Stadt und dem Gerichtshause zu. Die Uebrigen mit Daniel und Heinrich brachten durch Worte und empfindliche Stöße den störrigen Weidenbacher endlich in's Haus und — wie sie glaubten — in feste Verwahrung. Er wurde in eine Kammer unfern der Küche eingesperrt.

Während dies vorgegangen, hatten Maria und Louise das duftende, einfach kräftige Mittagmahl bereitet. Heinrich brachte einige Flaschen alten, abgelagerten Rheinwein aus dem Keller. Vater Rudolf und seine mit ihm heimgekehrten Jagdgesellen bewunderten in der Hausflur d'raus den trefflichen Meisterschuß seines viel versprechenden Erstgebornen.

Die Glocke schlug schon zwei Uhr. Die sorgsam gerührige Hausmutter trug das Essen auf. Louise, ihr jugendlich blühendes Ebenbild, das Mädchen schlanken Wuchses, voll Herzensunschuld und Seelengüte, setzte, früh an die heilige Ordnung unter den Augen der Mutter gewöhnt, Jedem seinen eigenen, spiegelblank gescheuerten Teller von Zinn auf das blütenweiße Tischtuch. Daniel nahm Platz, ohne jenes Vaters dankend zu gedenken, der seinen millionen und millionen hungernden Kindern überall seine Tische deckt. Heinrich folgte auch hier dem Beispiele Daniels, aber die Mutter stand innig betend in der Ferne mit Louisen. Man

setzte sich und labte sich am Segen einer gütig waltenden Vorsehung.

„Vater", begann Maria, als Alle um sie her im Kreise saßen, „dein waglicher Gang in die Tiefe des ungeheimen Waldes hat mich schon lange, und heute ganz besonders, geängstet. Dein Leben gehört doch auch mir und unsern Kindern. Du könntest einmal länger, als heute, einmal — was Gott verhüte — ganz ausbleiben, Rudolf." Lächelnd über ihre Furchtsamkeit suchte er das gute, liebe Weib zu beruhigen. „Ich weiß nicht", entgegnete er, „woher dir seit einiger Zeit solche Besorgnisse um mein Leben kommen. Wer kann mir was Schlimmes anhaben? Etwa der Bär aus Böhmen? Schrecke Kinder mit diesem Ammenmährchen. Ein Wildschütze? Gott, mein Gewehr und mein gutes Gewissen stehen mir zur Seite. Sei du immer wohlgemuth und ohne Furcht um mich und die Meinen." Bequemlich ausruhend dehnte er sich dann auf dem wohlgepolsterten Armstuhle aus.

„Bär und Wehrwolf, Vater, sind gefährliche Unholde für den einzeln Daherkommenden", meinte die verständige Hausfrau; „aber weit lebensgefährlicher sind überraschte Wildschützen. Sie alle sind, mehr oder minder, gewissenlose, tollverwegene Menschen. Nicht immer laden sie die Kugel für das Herz eines Wildes. Vor diesen bangt mir bei Nacht und Tage, nehmt euch vor diesen in Acht." O wie recht hatte das ahnungsvolle, zärtlich liebende Weib!

„Wen habt ihr wieder in der Kammer neben der Speise eingesperrt?" Ohne des Vaters Antwort abzuwarten, versetzte ihr Heinrich, der Beute froh: „Nun,

Mutter, das ist eben wieder so ein unseliger Wildräuber, der Franz Weidenbacher, so viel mir bekannt, ein elender, nichtswürdiger Wicht, ein Vater von sieben unglücklichen Geschöpfen und zudem der Mann einer braven, aber immer kränkelnden Frau. Der Kummer nagt ihr noch das Herz ab. Aber nichtsdestoweniger wollen wir an diesem Elenden, zur Warnung seines Gelichters, ein Beispiel der Züchtigung geben, das für ewige Zeiten den bösen Bauern das Wildrauben verleiden soll. Es koste ihm wenigstens die freie Luft, wenn nicht gar den Kopf. Seines Weibes wird sich Gott, seiner Kinder irgend ein Hospital erbarmen."

Mit köstlich zubereitetem Wildpret kam Louise, die wirthliche Tochter des Hauses. Sie verließ mit Schrecken vor dem tobenden Weidenbacher Heerd und Küche. Rudolf sah die ungewöhnliche Bewegung ihres Innern und schwieg lächelnd, als wäre kein Mensch in Gottes Hand so sicher, als er. „Der Mann, mein Vater," sprach Louise, indem sie mehrmals zurückschaute, als könnte ihr jede Sekunde der fürchterliche Gefangene nachstürzen, „der Schreckliche, den Sie in die dunkle Kammer stoßen ließen, raset verzweiflungsvoll darin. Ich konnte die Verwünschungen, die er über Sie und uns aus heiserer Kehle ausstieß, nicht länger anhören. Mir zittert das Herz, mir bangt unendlich vor dem Menschen. Wenn er die Thüre sprengte und herauskäme — ?" Sie drängte sich sorglich an die Seite der Mutter. „O laßt ihn nur austoben!" erwiederte Rudolf, noch immer ruhig; „seinem Schicksal entkommt er so wenig, als Niklas Brander, sein Nachbar, der auf gleiche Art gefangen wurde und seit zwei Monaten bis auf diese Stunde noch fest im Fal=

kenthurme sitzt. Recht und Gerechtigkeit ohne Schonung und Erbarmen. Was mir daraus erblühe, Gutes oder Schlimmes, ich habe meine Schuldigkeit gethan, und seine Durchlaucht, der gestrenge Fürst, ist seines Dieners Herr. Aber wo bleibt denn Wilhelm wieder so lange?" Mutter und Tochter schüttelten bedenklich den Kopf und blickten einander nicht ohne Unruhe ins Auge; Heinrich aber stand auf und blies in das helltönende Hüfthorn, dem fernen oder nahe Fehlenden zum Zeichen, daß er heimeile, so schnell er kann.

Rasch ging die Thüre auf. An Wilhelms Stelle trat ein rüstiger Diener des Gerichtes ins Zimmer. Zwei seiner Knechte und ein Achtung gebietender Dogge mit leuchtenden Augen waren des Rüstigen Begleiter.

Rudolf winkte den Seinigen, ruhig zu bleiben, und stand auf. „Seid Ihr mit Euern Leuten, Siebel, schon da? Gut, so will ich Euch meinen Gefangenen übergeben. Folgt mir nur hinaus." Der Förster wollte gehen und den Menschen dem Gerichte ausliefern; aber bittend um Schonung hielten ihn Frau und Tochter zurück; denn sie glaubten gegründete Ursache zu haben, von der glühenden Rachesucht eines Verzweifelnden, der durch Rudolf an den Rand des Verderbens gedrängt wurde, nichts Gutes erwarten zu dürfen.

„Der Mann ist Mensch; verfahre gnädig mit ihm," sprach Marie; „er ist Vater wie du, Vater von so vielen unerzogenen Kindern, die, wenn er ihnen entrissen wird, zusammen eine Beute des nackten, ausgehungerten Elendes werden müssen." Dabei ergriff sie Rudolfs Hand und wollte ihn sanft zurückziehen; aber er suchte die Stimme seines Herzens mit Gewalt zum Schweigen zu

bringen, und zog seine Hand aus der ihrigen. „Gib ihm," fuhr sie bittender fort, „gib ihm eine nachdrückliche Warnung mit und laß ihn frei in Gottes Namen. Der Mensch wird dann in sich gehen und gegen dich, seinen Retter, dankbar sein sein Leben lang." „Dankbar, Vater?" fiel ihr Heinrich ins Wort; „er wird Sie bei erster Gelegenheit erschießen." Rudolf nickte dem Sohne zu und schritt entschlossen voran; aber Louise stellte sich ihm in den Weg wie ein sichtbarer guter Engel. „Mein Vater," sprach die kindliche Seele, „um Gottes willen hören sie mich. Sie sind im Begriffe, den Mann in namenloses Unglück, seine unschuldige Familie in endlosen, unaussprechlichen Jammer zu stürzen, wenn Sie ihn dem unerbittlichen Strafgericht übergeben. Die böse Stunde wird dann schlagen, wo er sich aufmachen wird, für alle erlittene Schmach und Züchtigung, für jeden blutigen Seufzer, für jede heißgeweinte Thräne seiner Verlassenen sich an uns durch eine schreckliche Wiedervergeltung bezahlt zu machen. Geben Sie den Verirrten, den Mitleidswerthen seiner unglücklichen Familie, seiner Reue und Besserung zurück. Vater, handeln Sie als Mensch und Christ."

Umsonst war alles Bitten und Flehen. „In den Falkenthurm den Weidenbacher zu dem Andern, und dann auf seines Lebens Zeit ins Zuchthaus, wenn es ihm den Kopf nicht kostet!" „In den Falkenthurm!" rief Heinrich, dem Vater beistimmend, aus, und ging mit Daniel voraus. Der Förster folgte ihnen mit dem abgehärteten Gerichtsdiener und dessen Knechten aus dem Zimmer.

Es währte nicht lange, so kam der Wildschütze,

feuerroth im Gesicht und bebend vor Wuth, aus seinem kurzen Gefängniß, erhaschte ein langes Tranchirmesser, das eben auf dem Heerde lag, und stürzte mörderlich gegen den nicht wenig erschrockenen Förster. Wenig fehlte, so hätte der rasende Bösewicht diesen in die linke Seite wo das Herz liegt, nur zu gut getroffen; aber Daniel faßte den Wüthigen noch zeitlich im Rücken, preßte mit aller Gewalt seine Arme um ihn und hielt ihn so fest, während ihn Siebel unter dem Beistande seiner Knechte an Händen und Füßen fesselte. Auf diese Art ungefährlich gemacht, wurde der Frevler ab= und seinem Verhängnisse zugeführt.

Noch konnte dieser kaum hundert Schritte die Försterwohnung im Rücken haben, als Wilhelm, der Mutter Seelenliebling und sanftes Ebenbild, seine Bücher und Schriften unter dem Arme, herzlich ihr und der Schwester willkommen, ins Zimmer trat. Er segnete sich sein aufbewahrtes Mahl, das ihm Louise brachte, mit einem kurzen, aber seelinnigen Gebet und setzte sich an die Seite der Mutter. Sein Vater kümmerte sich weniger um ihn, als um den rauhen Erstgebornen; aber die Mutter hing, wie Louise, mit fast ungetheilter Seelenliebe an ihm, und die Mutter war es, die ihn zuerst mit der Frage empfing: „Wo war mein Wilhelm?"

„Wo, geliebte Mutter?" entgegnete er freudig, aber geheimnißvoll, und schob das Essen zur Seite. „Wo glaubt ihr wohl, daß euer Wilhelm heute war? Nicht drin in der Stadt beim Herrn Pfarrer Leonardi, den ich zwar im Rückwege hätte besuchen sollen; nicht bei seiner Schwester Cäcilie war ich, nirgends heute, wo ich sonst gewöhnlich halbe Tage lang sitze und, um mich her meine

aufgeschlagenen Bücher, zu lernen nicht satt werde. Droben auf dem Berge war ich, eine Stunde von hier, wo ich im Morgensonnenschein auf der alten, einsamen Schloßruine saß. Die ganze weite Umgegend, den Kranz der Städte und Dörfer, die bunten Bänder der Felder, Wiesen und Haine, die glänzenden Silberfäden der Bäche und Ströme, o Mutter, mit Einem langen, seligen Blicke konnte ich da die neugeborne, lebendige Herrlichkeit Gottes und die Werke der Menschenhände überschauen. Wie schön die gute Natur, wie jugendlich da die Schöpfung wieder vor mir lag! Vor seliger Freude weinend hätt' ich ans Herz der lieben Natur, der lauten Offenbarerin der Gottheit, fallen und ausrufen mögen: Schöpfer, deine Welt ist dein schönster Lobgesang. Dank, heißen, innigsten Dank! Ich bin Mensch! — Nein, da konnt' ich länger nicht ins Buch sehen. Kalt und starr wie Leichen lagen die Buchstaben vor meinen Augen. Ins lebendige Buch, das mit bunt leuchtenden Buchstaben der Ewige vor mir vollschrieb, und das rings auf Meilenferne vor mir aufgeschlagen lag, schaute ich hinein, in das Blütenreich der Natur, und, Mutter, o Mutter! Wunder sah ich an Wunder sich drängen; tausend und tausend Blüten der Andacht und Liebe zum Schöpfer und seinen Geschöpfen fühlt' ich meinem Gemüthe aufspringen und meine Brust mit ihrer warmen Fülle heben und bewegen. Den todten Steinhaufen, den wandernden Käfern, den horchenden Eichen, Bergen, Wolken und Lüften hätt' ich da predigen mögen: Es lebt und schafft nnd sorgt ein gütiger Gott. Fallet nieder vor ihm und betet ihn an! — Und hört, wie ich so dastand, in diese Gedanken versunken, trat ein altehr-

würdiger Mann zu mir. In meinem Leben hab' ich nie den Mann gesehen. Seinem Aeußern und noch mehr dem Würdevollen seines ganzen Wesens nach, war er ein Priester. Er mußte mich lange schon aus der Ferne beobachtet und, wenn ich mir schmeicheln darf, einiges Wohlgefallen an mir gefunden haben, daß er sich herabließ zu mir, dem unwürdigen Knaben. Er kam mir mit einer Miene nahe, die etwas ungemein Zutrauliches hatte. Seine schöne Seele glänzte durch seine Augen. Auf seiner Lippe schien sein Herz zu sitzen. „Sei ruhig, guter Knabe," sprach der Alte, und das wußte er mit einem Tone zu sagen, der mir freundlich in die Seele drang; „sei ruhig, fürchte dich nicht vor mir. Erstaune nicht, wie ich hierher zu dir, in diese stille Bergeseinsamkeit, gekommen bin. Ich mache wöchentlich diesen Weg gewöhnlich dreimal von jenem Dorfe dort unten im Thale, wo ich Seelsorger bin, nach einem Dorfe jenseits dieses Berges im Dienste Gottes, meines Herrn. So kam es, daß ich dich oft allein hier sah und beobachtete, ohne bisher von dir bemerkt worden zu sein. Ich habe deine Selbstgespräche angehört. Du hast in ihnen ein reines, noch nicht vom Schatten einer Schuld getrübtes Innere deinem Beobachter offenbart. Du warst oft bei meinem Freunde, dem Pfarrer Leonardi. Er hat dein sanftes, feierlich gestimmtes Gemüthswesen erkannt, und sucht es zum Studium der Theologie zu wenden und vorzubereiten. Seine und deiner guten Mutter Wünsche begegnen sich hierin. Ja, werde Priester, Wilhelm, werde Priester. Die Stimme deines Innern ist Gottes Stimme; höre sie, Wilhelm. Dann wirst du glücklich und Alle werden glücklich sein, die dich umgeben. Werde Prie-

ster, lebe wohl." Mit diesen Worten drückte der fromme Alte mir zärtlich die Hand, und als ich der Worte denkend, die er so wahr und innig sprach, wieder umsah, verschwand er schon in der Ferne hinter Gesträuchen und Felsen. Ich werde nicht Förster, meine Stelle ist nirgends auf der Welt, als am Altare." Er schwieg und sah den Vater nur schüchtern an. Er kannte ihn zu gut.

Mutter Marie ruhte bisher mit selig erheitertem Blicke auf dem geliebten Jüngern. Ihr freundliches Zunicken sagte ihm mehr als Worte. Seit er die Wiege verlassen, war es ihr geheimer, lange genährter Wunsch, daß ihr Wilhelm einmal, wenn der fromme Leonardi zur Ruhe gegangen, seine Stelle am Altare, auf der Kanzel, am Bette des Kranken einnehme. Heinrich und der hämische Bösewicht Daniel machten auf Wilhelms Erzählung ganz andere Mienen, als Mutter und Tochter. Jener wollte sogar über die sonderbare Erscheinung des wandernden Alten spötteln, und Daniel versagte seinem Schüler im Herzen seinen Beifall nicht. Rudolf blickte den Wilhelm betrübt und traurig an. „Warum so traurig, Vater, wo Sie sich mit mir und der Mutter freuen sollen?" fragte Wilhelm, von seines Vaters Kummer gerührt; aber dem Förster that das Herz so wehe, daß er lange nicht reden konnte.

„Mutter," begann er dann, „du weißt, ich sähe es tausendmal lieber, wenn der herzliche, gute Junge da, anstatt auf den Bergen droben mit seinen lateinischen Büchern die Einsamkeit aufzusuchen, ein Jagdgewehr nähme und unter Hundegebell und lustigem Hörnerklang mit mir auszöge, zu jagen in Feldern und Wäldern. Nimm es mir ja nicht übel, Marie; ich bin Nichts

weniger, als ein Feind der Religion und des geistlichen Standes. Ich ehre und achte ihn ohne Heuchelei und weiß seine Verdienste um das Wohl der Menschheit zu schätzen: aber mein Stand ist mir der nächste und liebste. Wilhelm steht nicht gleich am Altare; bis er so glücklich wie Leonardi ist, ruhen wir vielleicht schon lange unter dem Boden. Erst muß er zehn, zwölf Jahre lang eingesperrt sein und Tag und Nacht studiren. Was wird er dann nach allen diesen vorangehenden Mühen und Leiden? Ein armer Kaplan, Aushelfer dieses oder jenes Landpfarrers. Bis zum Domherrn, zum Bischofe bringt er es nie." „Du willst auch gar zu hoch hinaus, Vater. Deinen Ehrgeiz solltest du hier ganz aus dem Spiele lassen," fiel ihm die Mutter ins Wort und erschöpfte sich im Lobe des Standes eines ächten Gottesgelehrten. „Einen schönern Stand, als den eines treuen, guten Seelenhirten, Rudolf, gibt es wohl nicht. Er lebt, besonders auf dem Lande bei uns, glücklich segnend und geliebt wie ein Patriarch der alten Zeiten unter jenem Hirtenvolke am Jordan. Er ist seines Dorfes allgemeiner Vater; in diesem kleinen Staate ist er ein kleiner, Segen verbreitender, König. Tausenden Vater, Arzt, Bruder und Freund, ist er ein sichtbar wandelnder Schutzengel, der zwischen Himmel und Erde steht. Er führt die Seele des jungen Weltbürgers am Taufsteine des Christenthumes ins Leben herein, er begleitet sie mit der Trauerglocke in ein besseres Leben hinüber. Den verzweifelnden Sünder führt er zu Gott zurück und der Tugend reicht er den Schild im Kampfe gegen die Verführung des Lasters. Er ist der Wahrsager, der, heller sehend, über das Grab hinweg in das Land der Hoffnung blickt uud uns tröstet

und beruhigt. Er ist Gottes Dollmetsch und der Menschheit Friedensrichter; er kann, er soll es wenigstens sein. Gewiß, Rudolf, wenn ich auch Weib bin, so mußt du mir doch darin Recht widerfahren lassen und mir beistimmen, daß der Stand eines Seelsorgers, wie ich ihn betrachte, an wahrem Verdienste um die leidende Menschheit reicher ist, als der eines Forstmannes, wäre dieser auch des Kaisers Oberstforstmeister."

Vater Rudolf knöpfte lächelnd und etwas verlegen seinen Jagdrock auf, als müßte er seinem arbeitenden Herzen Luft machen. Marie schlug jede seiner Widerreden, ehe diese noch auf seine Lippen kam, dieses Mal zurück. Sie wollte sich schon des Sieges freuen; Rudolf dachte ihren Triumph über seine hartnäckige Idee, wo möglich, zu vereiteln; denn, dachte er, Heinrich könnte in der Jugend umkommen, und dann hätte, würde Wilhelm geistlich, seine Försterei keinen männlichen Erben; der Name Schröter würde untergehen. „Der Wille Gottes," schloß Marie, „geschehe an dir, mein Sohn." Nun räumte sie mit Louisen den Tisch ab, Heinrich und Daniel aber füllten ihre Pulverhörner und arbeiteten Schrote mit einander in der Ecke beim Ofen, still, aber aufmerksam auf jedes Wörtchen. Louise warf einen Blick durch das offene Fenster nach der Stadt und bebte vor Freude zusammen. „Mutter, da seht hinaus," sprach sie, legte schnell eine andere, zierliche Schürze um — sie trug sie gewöhnlich an Sonntagen in der Kirche, oder wenn sie sonst in der Stadt erschien — und entstäubte mit dem Wedel in Eile Tische, Stühle und Bänke; denn sie hätte sich ins Herz hineingeschämt über die geringste Unreinlichkit im Tempelchen ihrer Häuslichkeit Sie war nicht so schnell mit Aufräumen

fertig, als man schon an der Thüre pochte. Rudolf gab dem unzierlichen Heinrich und dem Daniel einen Wink, sich durch eine Seitenthüre zu entfernen. Sie verließen das Zimmer gern, um sich allein zu haben, er aber stand auf und rief sein eben nicht sehr leises Herein! Und wer kam?

Drittes Kapitel.

Was der weise Leonardi in Rudolfs Hause gethan.

In den ehrbaren, schwarzen langen Rock des Gottesdieners gekleidet, mit der Miene eines Friedensboten, frühzeitig sein Haupt mit weißen Locken geschmückt, erschien ein Mann von hohem, schlankem Wuchse und beiläufig fünfzig Jahren. Es war der Pfarrer Leonardi. Ein einfach, aber um so schöner gekleidetes Frauenbild begleitete den würdigen Mann der Kirche. Es war Cäcilie, seine Schwester. Sie war zwar schon über die Blütejahre der Jugend hinaus, aber sie galt noch immer für jung. Keine zerstörende Leidenschaften wütheten unter den Rosen ihrer Wangen, kein Kummer zernagte, keine Reuethräne versengte sie, und der Friede eines schuldlosen Gemüthes ward jenen Zerstörerinen nicht zum Raube. Der immer heitere Spiegel der hohen Seelengüte Cäciliens war ihr liebliches Angesicht, das nicht unwerth gewesen wäre, einem Maler als Muster zum Kopfe einer jungfräulichen Madonna zu dienen. Der Einklang ihrer Empfindungen, die Verwandtschaft ihrer Seelen, machte Louisen und Cäcilien zu den zärtlichsten und innigsten

Freundinen, troß der Verschiedenheit ihres Alters. Kindliche Seelen gehen Hand in Hand mit ewiger Jugend. Etwas Aehnliches findet sich selbst zwischen Leonardi und Wilhelm wieder.

„Der Herr Pfarrer, der Herr Pfarrer!“ rief Wilhelm voll Freude, eilte gegen die Thüre und reichte zum herzlichsten Willkomm den theuern eintretenden Gästen die Hand. Er drückte einen Kuß auf die seines geliebten Lehrers und Meisters, und die zarte Hand Cäciliens wagte er jeßt wärmer und lebhafter zu drücken, als im Pfarrhause.

„Grüße Sie Gott und Ihre werthgeschäßte Familie, mein lieber Herr Schröter!“ sprach Leonardi, und legte Hut und Stock beiseite, während ihm Wilhelm einen Stuhl bot und Mutter und Louise sich zugleich beeilten, Cäciliens Hut und Shawl vor dem Muthwillen eines Jagdhundes zu sichern. „O schön, geliebte Freundin, daß sie uns endlich einmal wieder mit seiner Hochwürden, Ihrem Herrn Bruder, die Ehre dieser Heimsuchung schenken. Wir leben hier außen in unserer abgeschiedenen Waldeinsamkeit ein wahres Einsiedlerleben, wenn die Männer fort sind; und das sind sie oft Tag und Nacht. Unendlich wohlthuend ist uns immer ein Besuch von Seiten so herrlicher Seelen. Wie soll ich Sie nun bewirthen? Kommen Sie, liebste Cäcilie. Nein, bleiben Sie da; ich müßte mich unserer armen Küche vor Ihnen schämen. Mutter, den Thee für unsere hochzuverehrenden Gäste! Sie müssen bleiben, Cäcilie. Gleich haben wir uns, und auf länger, wieder.“ Mit diesen Worten gab Louise der Freundin einen Schwesterkuß nnd hüpfte, auf den Flügeln der

Freude getragen, in die Küche zur vorangegangenen Mutter hinaus.

Cäcilie stand einen Augenblick lang vor den Männern allein. Sie fühlte sich hier nicht recht wohl und heimisch, und zog es vor, der Schwester Wilhelms dennoch zu folgen, lieber ihren musternden Blick in die geheimern Gemächer des Hauswesens zu werfen und Louisen an die Hand zu gehen, als unbeschäftigt die an Leben und Weben gewöhnten Hände in den Schoos zu legen. Durchaus unmöglich war es ihr, auch nur eine Minute müssig zu seyn. Sie stahl sich auf eine gute Art aus dem Zimmer hinaus.

Rudolf konnte die Ursache eines für sein Haus so ehrenvollen Besuches ahnen. Sein Gemüth war etwas verstimmt, und er hatte anfangs Mühe, diese Verstimmung vor dem hellsehenden Forscherblicke Leonardis zu verbergen. Obschon er die beste Erziehung nicht genossen hatte, so wollte er doch nicht für einen rauh gesitteten Waidmann gelten. Er haschte lange vergebens nach Worten und ihm bangte sehr vor seinem Benehmen, einem Manne wie Leonardi gegenüber. Dieser sah seine steigende Verlegenheit nur zu deutlich. „Ich finde Sie eben," begann der Pfarrer, „nicht in der besten Stimmung, Herr Schröter; ich will nicht Laune sagen; diese ist unsers Geschlechtes nicht würdig, denn wir handeln aus Grundsatz so oder so. Ich glaube nicht die Schuld dieser Verstimmung zu sein; auch kann ich ihre Quelle nicht einmal ahnen. Wollen Sie mir, sofern es angeht, einiges Licht darüber geben. Kein Mensch, Ihres Herzens Nächste ausgenommen, nimmt so viel warmen Antheil an Ihrer Freude, an Ihrem Kummer, als ich. Glau-

ben Sie mir das und beruhigen Sie den Freund Ihres Hauses. Der Priester wird helfen, wenn nicht, doch rathen können."

„Euer Hochwürden," entgegnete Rudolf, „ein Mann von solcher Würde und Hochachtbarkeit, ein geräuschloser Engel des Friedens, wie meines Wilhelms zweiter Vater, kann nur die Freude unter das Dach Rudolf Schröters mitbringen. Sie fordern mich liebreich zu einer Erklärung auf, die ich auch ohnedies gegeben hätte. Ihre Offenherzigkeit gegen mich verdient die meinige gegen Euer Hochwürden. So hören Sie denn. Wie fast jeder Mensch eine gewisse Lieblingsidee hat, die ihn durch das Leben begleitet, so habe auch ich eine im Schoos meiner Seele groß gezogen. Ich soll mich nun schmerzlich von jener losreißen, und kaltblütig von der Hand meiner Gattin einen Plan vernichten sehen, mit dem ich mich seit dem ersten Lebensmorgen meines Zweitgebornen herumgetragen. Sehen Euer Hochwürden, mein Wilhelm, der theure Junge da —" „Ganz gut," fiel Leonardi ein; „das eben ist es, was ich sie fragen wollte. Sagen Sie mir nun ebenso offenherzig, welche Lebensbestimmung sind Sie gesonnen, Ihren zwei Söhnen, und ganz besonders, welche Ihrem Wilhelm zu geben? Was soll aus meinem Schüler werden, Vater?"

Leonardi hatte nicht lange auf Antwort zu harren, denn Rudolf gab sie eben so bestimmt als kurz. „Herr Pfarrer, ich bin Forstmann; mein Vater, mein Ahnherr waren Forstmänner; meine Söhne und Enkel sollen als solche leben und sterben." „Der Mensch denkt es, die Vorsehung lenkt es," erwiederte Leonardi, der wohl einsah, welche Kämpfe mit Rudolfs tief eingenistoter Lieb-

lingsidee die geduldige Marie schon müsse gekämpft haben, und noch kämpfen werde. Er wollte ihr nach Kräften vorarbeiten und dem Wilhelm mit ihr den Weg zu seinem Glücke bahnen und lichten. „Dieser fromme Knabe, Vater," fuhr er fort, „dieses still in sich gekehrte Gemüth meines zartsinnigen, guten, an mich gewöhnten Schülers, müßte in den Stürmen des Jägerlebens zu Grunde gehen. Wilhelms Element wäre ein beschauliches Leben, verbunden mit reger Wirksamkeit für wahres Wohl unserer Menschenbrüder. Sie sind viel zu vernünftig, als daß Sie den sichtbaren Wink des Himmels, den meinigen und den Ihres Kindes nicht verstehen und zu deuten wissen sollten. Ich glaube, Sie lieben und fördern nach Kräften das Lebensglück eines Wesens, das Ihnen sein Dasein verdankt. Nun wohl, so reißen Sie ihm die Mittel zu seinem Glücke nicht lieblos aus der schwachen Hand, damit er Ihr Grab einst segne. Ihr Heinrich, Ihr, o mein Gott! schon halbverderbter Heinrich treibe sich, verwildernd an Leib und Seele, in Feld und Forst herum; Ihren Wilhelm müßte ich beschützen, wenn sein Vater seine Grausamkeit an ihm zum warnenden Beispiel für andere Aeltern üben wollte. Aber das werden Sie nicht, ich kann es nicht glauben. Ich ging zu weit, verzeihen Sie. Seien Sie Vater, das ist des Priesters und Freundes christlicher Wunsch. Sie werden ihn erfüllen, nicht weil ich, weil es die heilige Vorsehung will."

Mit sichtlichem Seelenvergnügen fing Wilhelm jedes Wort von den Lippen Leonardis auf. Dieser hatte gewonnen, war seines Sieges gewiß. Rudolf blickte lange starr und tief bewegt vor sich hin und schwieg. „Herr,

es geschehe, wie Sie wollen," sprach er dann, und ein Seufzer brach aus seiner hochgehobenen Brust. Er sah sich auf Einmal einer seiner schönsten Hoffnungen beraubt. Er war betrübt, aber nicht so geistesblind, in dem frommen Leonardi nicht ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung zur Erzweckung ihrer unerforschlichen, heiligen Plane zu erkennen. „Sie haben Recht, würdiger Mann der Kirche, Sie haben Recht," verlautete er, im Innern ruhiger und voll Ergebung, und legte dann schweigend Leonardis und Wilhelms Hände in einander. Ein Cherub stieg lächelnd über die Scene herab. Es war ein feierlicher Augenblick.

Unterdessen dies vorging, waren die emsige Mutter, Louise und Cäcilie mit Thee, Milch, Brod und Butter ins Zimmer zurückgekommen. Ihre Gäste aus der Stadt mit aller zuvorkommenden Artigkeit zu bewirthen, wetteiferten Mutter und Tochter, Nichts zu vergessen, was den Reiz einer gemüthlichen Unterhaltung zu erhöhen fähig wäre. Louise füllte die goldgeränderten Tassen und legte das feinste, köstlichste Backwerk vor. Daß es ein Meisterstück ihrer Hand war, ist natürlich. Vater Rudolf nannte den Thee ein breites Holländergetränk, schob seine Tasse zur Seite, holte sich eine Flasche aus dem Wandschranke und machte seine Lobsprüche seinem guten alten Wein. Wilhelm blickte die Mutter manchmal verstohlen lächelnd an, sie verstand ihn und war seelenfroh. Auch über Rudolf schien die Sonne der Freude bald wieder. Seine Herzenswunde, Wilhelm, wie er meinte, verloren zu haben, heilt vielleicht, wie alle andern, die Zeit, wenn ihm Heinrich nicht eine Wunde bald in diese schlägt, an welcher er nur im Grabe genes't.

„Frau Mutter," begann Leonardi, indem ihm Louise die zweite Tasse füllte und die schönsten Stückchen ihres Backwerkes aufdrang; „sehen Sie, wenn nach zehn Jahren Ihr Liebling an Ihrer Seite so als Kaplan, als mein Kaplan, oder gar schon als glücklich wirkender Pfarrer in meiner Pfarrei säße? Würden Sie ihn nicht herzlicher segnen und sich glücklicher preisen, als wenn er Ihnen einmal mit zerschossenen Armen und Beinen, oder von irgend einem wilden Thiere zerrissen, in die mütterlichen Arme heimgetragen würde? Das ist keine Frage. O Sie verrücken ihn nicht vom Ziele seiner Bestimmung. Sie erkennen mit mir den leuchtenden Wink einer göttlich waltenden Weltvorsehung. Es hat sich schon in Wilhelm, als er noch ein Kind war -- erinnern Sie sich noch? — Etwas gerührt, was sich nun herrlich bald entfalten muß: der Verkünder Gottes und der Tugend, der Unsterblichkeit und einer bessern Welt, wenn uns diese, die Vorschule jener, untergeht. In Ihnen verehre ich die wärmste Freundin der Religion, weil ohne sie keine Tugend, ohne Tugend kein dauerndes Glück zu finden ist. Wilhelm ahnt seine höhere Bestimmung; er hat den Gott in seiner Brust gehört. Ich führe ihn nun tiefer in das nicht Jedem sich öffnende Heiligthum des Wahren, Guten und Schönen. Seine künftigen Lehrer und die Zeit werden das Ihre thun. Ich fühle mich frei vom Vorwurf, Ihren Liebling Ihnen abgelockt zu haben, Frau; ich nahm ihn aus Ihrer Hand. Und Sie, Herr Schröter, bitte ich, erkennen Sie die Reinheit meiner Absichten. Lassen Sie beide mich das Glück Ihres Wilhelms, das Ihrige machen, wie Sie, Vater, jenes Ihres Aeltern zu machen gedenken. Wer einst Ursache sich zu freuen,

und wer zu weinen hat, das lehrt uns, vielleicht sehr bald, die große Lehrerin der Menschheit, die Zeit."

Während dieser Worte hatte Leonardi, der in die Geheimnisse der Seelenkunde tiefer, als blos oberflächlich, eingedrungen war, die Gelegenheit, die Gemüthsbewegungen Aller am Tische zu beobachten, und sich daraus seine richtigen Schlüsse zu ziehen. Die untrüglichsten Spiegel der Seele, die Mienen Aller um ihn verklärte der sanfte Wiederschein einer im Innern stralenden Freudensonne. Selbst Vater Rudolf gab kein mißklingendes Wort mehr von sich, um das Werk einer vollkommenen Harmonie nicht zu trüben. Der Diener Gottes war nun auch seines Beifalls gewiß. In Louisens sanfter Seele zogen die süßen Zauberbilder künftiger schönerer Tage an ihres Bruders Seite vorüber. Cäcilie wünschte von ganzem Herzen der Selbstweihe Wilhelms Glück und fröhliches Gedeihen.

„O wie dank' ich Ihnen, Herr Pfarrer!" sprach nun die Mutter; „Sie haben mir einen schweren, lange drükkenden Stein vom Herzen gehoben und mir ein Freudenfest bereitet." Sie ließ den Pfarrer nicht zu Worten kommen. „Sie haben," fuhr sie fort, „meinen Sohn für die Vorschulen der Universität vorbereitet; wann könnt' er wohl auf ein Gymnasium aus meinen Armen ziehen? Wär' es nicht mehr lange dahin?" „Schon mit nächstem Herbste muß er dahin," erwiederte Leonardi, „und ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, in den Anfangsgründen ihn geistig so ausgebildet zu haben, daß er, selbst in den höhern Klassen, bald unter den ersten Preisträgern genannt werden wird." Nun fragte Louise noch, wann Wilhelm wohl die hohe Schule als Student besuchen könnte. Der Pfarrer meinte, das könne zu Allerheiligen über

zwei Jahre geschehen. Die Oster= und Herbstvakanzen, setzte er hinzu, würde dann Wilhelm, der heimgekehrte Student, immer bei ihnen auf dem Lande zubringen. „Glück zu, mein Schüler!“ schloß er dann, „Glück zu! Wir haben gewonnen!“

Die Mutter schloß den überglücklichen Wilhelm in ihre Arme, und Louise klatschte vor hoher Freude so lebhaft in die Hände, daß sie im Uebermaaß ihres Entzükkens die große silberne Theekanne umstieß, und den Rest des dampfenden Inhaltes über ihres Vaters Weste und neue Beinkleider schüttete. Sie erschrack zum Tode. Der Vater sprach kein Wort des Tadels, aber ein Blick seines Auges ging ihr durch die Seele. Schnell ihren Fehler wieder gut zü machen, wollte die Erschrockene, zitternd und verlegen, mit ihrer festlichen Schürze die Spuren des unschuldigen Theewassers tilgen, und den Begossenen kindlich um Verzeihung bitten. Der Vater sah sie noch einmal so ernsthaft an, und sie trat zurück und trug, um ihre Beschämung vor ihren Gästen zu verbergen, das Geschirr in die Küche hinaus. Der Blick des Vaters that ihr bis auf die Thränen wehe. Es war lange still. Der Familienvater erhob sich, um Abschied zu nehmen.

„Euer Hochwürden,“ sprach er dann, sich selber tadelnd um sein noch immer zu heiß bewegtes Jägerblut, „ich bin hier und da noch ein Wenig ein Hitzkopf, und etwas Eigensinn ist auch eine kleine Untugend an mir. Das kommt von meiner wilden Lebensweise; ich bin leider mehr unter den lieben Thieren, als in menschlicher Gesellschaft. Verzeihen Sie mir den Hitzkopf, Herr Pfarrer. Die Schaale, das weiß ich, ist rauh anzufühlen,

aber der Kern drin, das Herz, ist bei Weitem besser als der Schein. Mann Gottes, Ihnen kann ich länger nicht widerstehen. Mein Wilhelm wird kein Forstmann; zu dem hat er weder Liebe noch Natur. Nun denn, so gewinne die Kirche an ihm, was an ihm der wilde Wald und Gottes frische, freie Luft verliert. Er lebe, wirke und vollende zu Ihrem Ruhme, zu seines Vaters Lust und Ehre. Amen!" In langen Schritten maß er das Zimmer hin und her. Auch Leonardi erhob sich und machte Miene, sich mit Cäcilie zu trennen. „Einst, Vater Rudolf," sprach er dann mit einem prophetischen Blick in die Zukunft, „einst lassen Sie uns sehen, auf welchen zwei verschiedenen Wegen Ihre zwei Söhne sich wieder begegnen, und wie Jeder, wenn wir das erleben, enden wird." „Der Himmel führe Beide, Euer Hochwürden!" schloß Rudolf, schnallte sich seinen Hirschfänger an, warf Gewehr und Jagdnetz um, empfahl sich der kleinen Versammlung und suchte draus die volle Brust auszudehnen an der frischen, freien Gottesluft.

Die Abendsonne flog schon hinter den Tannen dem Untergange zu. „So kurz vor Nacht schon wieder an das wagnißvolle Mordgeschäft der Jagd?" flüsterte Marie und sah dem Scheidenden durch den Hofraum nach; „dein guter Engel begleite dich hinaus und zurück!" Nicht lange, so hörte man Daniel aus dem Schupp dem Heinrich zurufen: „Halloh! Heinrich, auf die Bären- oder Wolfsjagd! Auf! auf! die Sonne geht bald unter." Heinrich wetzte gerad' am Brunnenstein sein Waidmesser. Er bedurfte sein in jener Nacht so sehr. „Auf die Jagd, Daniel!" war seine Antwort; „aber nicht auf meines Vaters Wege, bei Leibe nicht! Der gute Mann liebt

es ja, allein zu gehen. Nun so wollen wir ihn heute auch allein lassen, Daniel. Stirbt mein Vater, dann erbe ich die Försterei, dann sollst Du bei mir bessere Tage haben. Komm mit mir hinaus. Zur Erlustigung meiner Mutter bringen wir heut' einmal einen Bären nach Haus." „Ja, oder den Wolf," versetzte Daniel. Beide nahmen nun ihre Hunde zu sich. Nach einigen Minuten waren sie fort. Ihr guter Engel begleitete sie nicht. Leonardis Segen folgte ihnen auch nicht. Mit dem Versprechen, Cäciliens und ihres Bruders Besuch im Pfarrhause bald zu erwiedern, gab Louise der Freundin den Abschiedskuß.

Wilhelm und die Mutter begleiteten die scheidenden Gäste bis an die ersten Häuser der Landstadt. Leonardi sprach dort zu Heinrichs Mutter sein: Gute Nacht! in einem so ganz eignen, ahnungsvollen Ton, als stände ihr heute keine gute Nacht bevor. Noch aus der Ferne hörte sie sein bedeutungsvolles: Gute Nacht! Als sie, ihren Wilhelm an der Hand, über die Brücke zurückging, schaute sie durch Abendwolken hinüber, und ihr Herz erhob ein Vertrauen, von dem der Sünder Nichts mehr weiß. Sie trat gefaßt an die Thüre ihres Hauses, wo sie der Engel ihrer Tage mit dem Wermuthkelche einer neuen Prüfung empfing.

Viertes Kapitel.

Was Wilhelm Nachts im Wald und Heinrich auf der Wolfsjagd begegnet.

Wilhelms still duldender Mutter war eine schwer und lange drückende Last vom Herzen gesunken, seit Rudolf ihrem seelinnigsten Wunsche entgegenkam. In rosigem

Scheine schloß sich die Zukunft ihren Blicken auf. Das Bild ihres Heinrichs, des Wildfängers, ging nach und nach in ihrem Herzen unter; ihre Liebe übergoß mit ihrer Stralenfülle nur den Wilhelm. Den Raub an Heinrich wandt sie dem süßen Liebling in verschwendendem Maaße zu. Sie stand neben ihm am Fenster und blickte in unaussprechlicher Liebe nieder auf ihn. In ihrem sanften Auge sah er eine große, warm entquollene Thräne stillen Entzückens zittern. Er sah diese Thräne der Seligen und schwieg. Sein Auge, ganz und bodenlos in das ihrige versunken, sprach mehr, als ihr alle Worte hätten zu sagen vermocht.

Louise hatte sich ins Nebenzimmer zurückgezogen und ihre Musikalien zurecht gelegt; denn der Klaviermeister aus der Stadt kam durch den Hof herein. Die Klavierstunde begann. Im Zimmerchen fing es schon an zu dämmern, als die Musik, die himmelgeborne Musik, diese Sprache seliger Geister, in den bebenden Saiten erwachte. Die Mutter ging einem Geschäfte nach und mußte hinauf auf den Boden. Wilhelm trat zur Schwester hinein, um von ihr Abschied auf kurz zu nehmen, denn fortstehlen wollt' er sich nicht.

„Und wohin denn willst du noch heute, Bruder?" fragte das zärtlich besorgte Mädchen. „Sieh nur durch das Fenster hinaus. Werden die Schatten nicht schon riesenlang? Sieh, die Sonne steht zu tief schon hinter dem Kirchthurme dort drüben." „Was thut dies, liebe Louise? Ich muß hinaus, muß fort von dir und der Mutter. Lebt daheim wohl auf kurz!" erwiederte Wilhelm, und zog seine Hand aus der ihren sanft zurück. Schnell wollt' er sich nun aus dem Hause schleichen, ehe noch die

Mutter, deren Tritte er oben auf dem Boden hörte, herunterkäme, um ihn zurückzuhalten. Er suchte und fand bald ein Körbchen in der Küche beim Schein der Heerdflamme. Noch hatt' er nicht die Schwelle der Küche hinter sich, so stand die Mutter, den Arm voll Wäsche, schon auf der Mitte der Treppe vor ihm wie ein Schutzgeist.

„Wozu ist dieses Körbchen bestimmt? Wohin denn noch so kurz vor Nacht?" fragte sie den Ueberraschten. Er schwieg und wollte lächelnd ihr entschlüpfen; aber sie stellte sich hindernd vor ihn und drang auf Antwort. „Nun, wenn du es willen willst, lieb' Mütterchen: ein Wenig in den Wald hinaus, aber nicht tief, gewiß und wahrhaftig nicht tief hinein. Mutter," setzte er wohlgemuth hinzu, „vor dunkler Nacht ist euer Wilhelm lange wieder da." Marie ahnte, was er zu sammeln im Sinne hatte, und ließ ihn nur scheiden, nachdem er sie mit der Betheuerung beruhigt hatte, bald wieder heil und wohlerhalten bei ihr zu sein. „Mutter, Mutterherz, bald wieder hier!" rief er zurück, und verschwand ihr aus den Augen.

Aus der Schublade nahm sie nun ihr Nähezeug und feingesponnenen Linnen aus der Kiste, und setzte sich neben den Eingang ins Nebenzimmer, um ihr Gemüth an Louisens seelenvollem Spiel auf dem Klaviere besser stärken und erheben zu können. Sie selbst war, wie alle empfindsamen, zartfühlenden Seelen, eine warme Freundin von Musik. Als eines Organisten Tochter hatte sie einst sich ziemlich für Musik ausgebildet. Seit ihrer Verheirathung mit Rudolf lag ihr Küche und Keller, Strickstrumpf und Spinnrad näher am Herzen, als eine schöne, aber brodlose Kunst.

Was suchte damals Wilhelm im Wald allein? Jene

rothwangigten, saftgeschwollenen Beeren, die die allnährende Mutter Natur unter verblühten Maiblümchen ihren Kindern aus der Erde streckt, an der Glut der Junisonne kocht, und zum Genusse auf ihr groses, grünes Tischtuch ausschüttet. Der Knabe hatte bald die Hülle und Fülle süßester Erdbeeren vor sich. Für sein Leben aß er sie gern; aber weil er wußte, daß er Mutter und Schwester köstlich damit laben konnte, so brach er die größten und schönsten immer in Louisens gelbes, zierlich geflochtenes Weidenkörbchen für die Lieben daheim. Schon hatte er das Körbchen fast bis zum Rande voll, als er, ohne dies zu merken, tief und immer tiefer in den Wald und immer weiter ab vom Wege sich verlor. Schon verflimmerten die letzten Stralensplitter der Sonne hoch droben an den höchsten Spitzen der Bäume; schon verklang allmählig in Gebüschen und Aesten das Schlummerlied der Waldvögel; schon hatte die grauflorne Dämmerung den ganzen geflügelten Singchor in Schlaf und Träume eingewiegt: da schaute Wilhelm plötzlich auf, als hätt' ihn sein Schutzgeist am Aermel gezupft. Mit Schrecken sah er die Nacht in starken Schritten über ihn hereinrücken. Jetzt fragte er sich selber: „Wo bin ich?„ Wohin er sich drehen und wenden mochte, nirgends eine Spur zum verlassenen Pfade, nirgends ein sicherer Ausgang aus dem dunkeln Labyrinthe, von keiner Seite her eine Antwort auf seine bange Frage: „Wenn jetzt der Wolf, der gefürchtete Unhold, daher käme, mich wehrlosen Knaben fände, wohin und was dann?"

Was war in seiner Lage zu beginnen? Er stellte sein Körbchen nieder, suchte sich im Dunkeln den höchsten Baum heraus und bestieg nun den Gipfel einer him-

melan strebenden Tanne. So hoch stieg er auf den Baum hinauf, daß seine Körperlast die schwanke Spitze bog und zu brechen drohte. Froh wie Kolumbus, als endlich der Weltumsegler wieder Land erblickte, begrüßte Wilhelms Auge ein Licht, das ihm in der Entfernung von einer halben Stunde durch den schwarzen Flor der Nacht aus dem lieben Vaterhaus entgegenwinkte. Er merkte sich die Richtung wohl, nach welcher hin er das Licht gesehen, und wollte nun wieder wohlgemuth vom Baum heruntersteigen. Schon war er über halbwegs, schon stand er auf den untersten Aesten, als er auf Ein Mal hart unter sich Etwas seltsam im dürren Laub und Gebüsche rascheln hörte. Angst befiel ihn und ungeheim ward es ihm zu Muth. Er wagte kaum auf den Boden zu blikken, oder nur die geringste Bewegung zu machen. In einiger Entfernung schlugen Hunde an. Bekannte Menschenstimmen drangen tröstlich zu Wilhelms ängstlich horchendem Ohr.

„Warum mich so fürchten?“ dachte er; „bin ich hier nicht sicher genug, bis mir Hilfe vom nahen Vater kommt?“ Muthiger wagte er nun einen Blick durch zurückgebogene Aeste hinunter; und, o des Entsetzens, das sich seiner bemächtigte! Ein wuthschäumend, grimmig um sich blickendes Unthier, von seinen unerbittlichen Verfolgern umgeben und gehetzt, sprang mannshoch, auf ungewissen Sprüngen und Sätzen, bald hier, bald dorthin, überall Verfolger, nirgends Rettung findend. Zitternd wollt' es an Wilhelms Baum sich verbergen; Hunde flogen näher, der grimme Waldunhold nahm die Flucht.

Es war der Wolf, der Schrecken der Hirten, der Verwüster der Heerden, die Furcht der ganzen Umgegend.

Daniel und Heinrich fanden seine Schlupfhöhle; ihn zu vernichten war ihr Schwur. Auch Rudolf war anfangs unter der Zahl der Verfolger des Wolfes, aber er blieb weit hinter den jugendlichen Kräften der Tollverwegenen zurück, die keck genug waren, ihr Leben um den Fang dieses Wildes auf das schaudervolle Spiel zu setzen. Sie mußten schrecklich büßen, wenigstens Einer von ihnen. Immer näher kam das heulende Gebell der schnaubenden Hunde, immer näher der heisere Ton der Menschenstimmen.

„Halloh! halloh, Heinrich!" schrie Daniel hier; „halloh, Daniel! hierher!" rief Heinrich dort; „die Diana heult, wie vom Bösen besessen. Sie ist dem Wolf wieder auf der Spur. Haben muß ich ihn, sollt' ich ihn auch lebendig mit den Händen fangen müssen. Daniel, nach! — da springt er wüthend auf mich los. Diana! Hilf, Daniel! Vater, hilf!" In diesem Augenblick fiel dicht unter Wilhelm ein Schuß. Angeschossen erschien der Wolf wieder. Er keuchte, stöhnte vor Erschöpfung. Mit frisch verdoppelter Wuthkraft stürzten nun einige Hunde auf das Thier, das, schaumtriefend vor schmerzlicher Wuth, nicht mehr Zeit hatte, Schutz und Rettung in einem hohlen Baumstamme zu finden. Mit riesigen Sätzen flog es dahin über wild verwachsenes Dorngesträuch und Busch und Hecke. Heinrich, Gottes Barmherzigkeit frevelntlich versuchend, dem Wolfe nach; ihm voraus die unermüdlichen Spürer. Nach Westen hin verlor sich Daniels Stimme und Zuruf.

Wo blieb Vater Rudolf? Von ihm hörte Wilhelm keinen Laut. In weiter Ferne verhallte endlich das Jagdgetöse und der klägliche Ton einer nach Hilfe rufenden

Menschenstimme. Dem Frevler folgt die Vergeltung auf dem Fuße nach. Weh, Heinrich! wehe!

Die Gefahr des Todes, in welcher Wilhelm, der Reuige, schwebte, war nun — so schien es ihm wenigstens — glücklich überstanden; aber die dunkelste Sommernacht war nun ringsum eingebrochen. Die glühend schwärmenden Johanniswürmchen, die wie grünlich leuchtende Laternchen um Gebüsch und Bäume auf und nieder kreiselten, und die sternenbesäete Himmelsdecke, streueten nur einen matten Lichtschein aus.

Noch zitternd an allen Gliedern, wie ein Laub im Winde, stieg der Erdbeerensammler herab. Der heiligen Vorsehung für die Rettung seines jungen Lebens dankend, lag er auf den Knieen. Er bat um ihre fernere Beschirmung, nahm sein Körbchen voll süßer Früchte vom Boden, besann sich, wo er das Licht gesehen, und ging getrost dem Ausgange des Waldes zu.

Nur eine Familienmutter, wie Marie, kann nachempfinden, was in deren Gemüth während Wilhelms langem, ängstigendem Ausbleiben vorgegangen. Schon über eine Stunde war die Abendbetglocke geläutet; schon lange flimmerten millionen und millionen Sterne, groß und klein, am Himmel, und noch immer pochte der theure Herzensjunge nicht am Hofthor oder an den Fensterscheiben um Einlaß. Nicht ohne viele Mühe bewog die Mutter Louisen, sich länger nicht den Schlaf zu brechen. Beruhigen konnte sie das liebe Mädchen nicht. Louise ging trauernd in ihr Schlafgemach, aber sie konnte nicht Schlaf, nicht Ruhe finden. Das Bild des vielleicht verunglückten Bruders schwebte ihr zu lebhaft vor der Seele. Sie öffnete ihr Fensterchen mit den trüben,

runden Scheiben und blickte ahnungsvoll in die stille, mondlose Nacht hinaus. Wohl zwanzigmal ging Marie in den Hof, vor das Thor hinaus; Wilhelm, der Verlorne, kam nicht. Sie schickte wohl einen Waidgesellen nach dem andern in das Dunkel des Waldes aus, den Sohn beim Namen zu rufen, ihn ihr heimzubringen. Jeder kam mit der betrübenden Antwort zurück: „Ihren Sohn Wilhelm, Frau Försterin, hab' ich nicht aufgefunden.“ Und wie sie mit ihrem Kummer wieder hereinkam und leise sprach: „So weiß ich den Knaben nirgends als im Pfarrhaus zu finden; aber Louise schläft und ich möcht' ihr grausam nicht das Bißchen Ruhe rauben;“ da warf das liebe, gute Mädchen ein warmes Gewand über, kam heraus und sagte: „Die Ruhe meiner Mutter muß mir theurer sein, als die meinige. Mutter, ich eile, so schnell ich kann, in die Stadt hinein zu Leonardis, um nach dem Verlornen dort nachzusehen. In einer halben Stunde bin ich, mit ihm oder ohne ihn, wieder da.“ Schnell stellte sie ein brennendes Wachskerzchen, das sie von Lichtmeß her noch hatte, in die Laterne. „Mutter,“ tröstete sie dann, „wir haben ja immer auf die heilige Führung einer gütigen Vorsehung gebaut; der Vater im Himmel wird uns, kann uns nicht verlassen. Auf ein fröhliches Wiedersehen!“ Mit ihrer ruhigen Zuversicht auf den Himmel eilte das Mädchen in die Nacht hinaus und fort und fort zum Pfarrhaus dahin.

Sein Körbchen voll Erdbeeren in der Linken, in der Rechten einen Stock, den er im Dunkeln vor sich hielt, um nicht jeden Augenblick an Bäume anzustoßen, stand Wilhelm endlich nach langem Tappen und Suchen oben am Ausgange des Waldes. Er hatte sich nur um einige

hundert Schritte in der Richtung geirrt. So weit lag das Vaterhaus unter ihm, statt vor ihm. Jetzt war es ihm so leicht, so wunderhell und fröhlich wieder in der Brust, daß er ein Lied anstimmte mit heller Kehle, und daß das Echo im grünen Walde gar lustig wiederklang. Die Töne des jungen Sängers schollen heim zum Ohre der Mutter.

Sie horchte dem immer näher kommenden Liede. Die Nacht des Kummers verklärte sich in ihrer Seele; es ward wieder hell und sonnig darin. „Horch! das ist ja mein Sohn, der so fröhlich vom obern Wald heruntersingt; gewiß, er ist es.“ „Ja freilich ist er das, Frau,“ entgegnete Eberhard, der Waidgeselle, nahm das Licht vom Tische und hielt es weit hinaus vor das Fenster, damit Wilhelm darauf zulaufe. Der Schein fiel auf sein Angesicht im Hereingehen durch den Hof. Die Mutter sprach sanft verweisend hinaus: „Böser Wilhelm, wie hast du deine gute Mutter so betrüben können?“ Singend zog dieser durch Hof und Hausflur, singend kam er ins Zimmer.

Maria fiel ihm an den Hals, aber sie konnt' es in der Freude ihres Herzens, ihn wieder zu haben, doch nicht unterlassen, seinen vermeinten Ungehorsam ihm vorzuhalten. „Erinnere dich, Unfolgsamer,“ sprach sie, „was du mir bei deinem Abgange gelobt hast. Hälltst du mir nicht besser Wort?“ „Liebste Mutter,“ entgegnete er, „Ungehorsam ist Wilhelms Untugend gewiß nicht. Ich wäre pünktlich schon mit Anbruch der Nacht erschienen, aber, mein Gott! mich hat ein entsetzlicher Unhold zurückgehalten. Wie es dem Vater, wie es meinem Bruder ergehen mag,“ — er hielt inne, denn er hatte schon mehr gesagt, als nöthig, um die Mutter aufs Neue und noch mehr zu beunruhigen. Gern hätt' er von der Wolfsjagd geschwie-

gen, aber Marie drang nun so lange und so unwiderstehlich in ihn, bis er ihr Alles sagte und so schilderte, was und wie er es vom Baume aus zu beobachten Gelegenheit hatte.

Marie liebte zwar den Schüler Leonardis unvergleichlich mehr, als den verderbten Schüler Daniels; allein sie war doch zu viel Mutter, als daß sie Wilhelms schauerliche Erzählung des Vorfalls nicht hätte sehr in Angst und Besorgniß um Heinrich, um Rudolf selbst, versetzen sollen. Schnell gab sie Eberhard den Rath, als Feuerzeichen eine helllodernde Pechfackel, an einem hohen Pfahl befestigt, auf den Dachgiebel hinaufzupflanzen. Eberhard stand noch vor ihr, als Daniel mit einer finstern, schuldbewußten Miene ins Zimmer trat. Er mußte hier den Schlüssel zu seiner Schlafkammer abholen, sonst hätt' er jetzt tausendmal lieber das Angesicht der Frau Försterin gemieden.

Er langte nach dem Schlüssel und wollte, ohne gute Nacht zu sagen, wieder hinaus. „Daniel!" rief ihm Marie zu, und gebot ihm zu halten und Antwort auf eine Frage zu geben. Er fühlte sich vernichtet, aber suchte sich zu fassen und sich, wo möglich, durch eine Nothlüge aus der Schlinge zu ziehen. „Und Heinrich? wo ist Heinrich? Ihr gingt doch zusammen aus. Daniel, wo hast du meinen Sohn gelassen?" Mit trotziger Miene, jedoch etwas verlegen dabei, versetzte ihr die Natter ihres Hauses: „Ey, Frau Försterin, wer hat mich denn zum Hüter Ihres Sohnes gemacht? Er ging wohl mit mir aus, aber er gerieth zum Herrn Förster, bei dem er dann auch blieb. Ich jagte allein und ging, wie Sie sehen, ganz allein nach Haus." Seine heiße Verlegenheit wuchs, der Bösewicht fiel aus der Fassung und gerieth in Verwirrung, als ihm

Marie näher ins Auge trat und von dem Sünder strengere Rechenschaft forderte.

„Auf dein Gewissen frag' ich dich, ist meinem Sohn kein Unglück begegnet?" Daniel stotterte: „Das ich nicht wüßte." „Er wäre also bei seinem Vater? und wohlerhalten? Daniel, um Alles, Wahrheit, keine Lüge! oder du sollst sie einst vor Gott verantworten müssen. Wohin ist mein Sohn gekommen?"

In der peinlichsten Verlegenheit gestand er endlich: sie haben in ihrer Tollverwegenheit den Wolf erjagen wollen; Heinrich habe sich endlich vor dem rasenden Wilde flüchten müssen, wohin, das wisse er nicht. Er hab' ihm zwar lange nachgerufen, aber Nichts mehr von ihm gehört. Alle die Hunde seien davongelaufen und er habe ihrem Beispiel gefolgt, weil er geglaubt habe, Heinrich müsse ihm voraus heimgegangen sein. Aus Feigheit oder in böser Absicht hab' er, das wisse Gott, den jungen, armen Herrn nicht im Stiche gelassen. Er glaube übrigens fest, der Himmel werde Herrn Schröter und Sohn nicht verlassen. „Unseliger Verführer meines Bruders," tadelte nun Wilhelm den abgefäumten Karten- und Würfelspieler, „jeder Seufzer meiner Mutter, alles Elend meines Bruders, meines Vaters einstiger Kummer und schlaflose Nächte kommen über dich! Sei ruhig, Mutter. Mich hat Gott erhalten, er wird auch über den Andern wachen."

Daniel fand es nicht für gut, sich so lange hier und außer Bett zu halten, bis Rudolf heimkäme und an ihn eine weit eindringlichere, vielleicht sehr fühlbare Strafpredigt hielte. Leis und sachte schlich er darum mit seinem bösen Gewissen aus dem Zimmer. Er war kaum in der Haussflur, als er schon zu seinem Schrecken die

männlich festen Tritte Rudolfs näher kommen hörte. Schnell stellte er sich unter die Treppe, der Tuckmäuser, und lauerte, ganz Ohr.

Ohne den Verborgnen wahrzunehmen, ging Wilhelm mit dem Körbchen an ihm vorüber nach der Küche, aus dieser nach Louisens Schlafzimmer, um sie, wenn sie noch nicht schliefe, mit seinen so theuer bezahlten Erdbeeren angenehm zu überraschen; aber traurig und tief betrübt um ihn befand sich das gute Mädchen auf dem Wege nach Haus.

Rudolfs getreue und schöne Diana schnupperte zwar, etwas Unrechtes witternd, bei der Treppe, und wollte anschlagen und Lärm machen, wie sie den Daniel dort unten im Verborgnen so verdächtig zusammengekauert sah; allein dieser ausgelernte Sünder wußte schnell das gute Thier liebzugewinnen, indem er ihm mit der Hand den bethauten Kopf streichelte. Durch Liebkosung und einen vorgehaltenen Leckerbissen, den er aus der Jagdtasche zog, brachte er diesen Verrath drohenden Hausgenossen zur Ruhe und von sich weg.

Der jagdmüde Familienvater schloß die Hausthüre hinter sich ab, und schritt, ohne etwas Böses zu ahnen, ruhig ins Zimmer. Die Miene Mariens und ihr ungewöhnlich langes Aufbleiben mußte ihn gleich befremden. Da ist Etwas vorgefallen, dachte er, und blickte fragend, indem er sich seines Jagdzeuges entledigte, die Mutter an, die nicht wenig über sein alleiniges Erscheinen betroffen war. „Theures Weib, was ist geschehen? Du bist unruhig. Was ängstet dich so, daß ich allein komme? Wie? Wäre mein Heinrich —? Gib Antwort." „Fehlte dir denn gar Niemand, als du wieder kamst?" versetzte sie

und ließ ihn das Schreckliche ahnen. „Ja, mein Aelterer geht mir ab, Marie; aber der sitzt jetzt gewiß noch in irgend einem Wirthshaus in der Stadt drin, und verkartet und verwürfelt sein Bißchen Geld mit dem Daniel, den ich längst schon hätte als den Unsegen meines Hauses erkennen und aus dem Dienste jagen sollen. Es wird, es soll morgen geschehen. Das verführerische Beispiel seiner wie Pest ansteckenden Verworfenheit müßte, über kurz oder lang, meinen an ihn gebundenen Aeltern an Körper und Seele zu Grunde richten. Wo ist der Nichtswürdige? Ich will ihn aus seinem Schlafe reißen, will ihn entfernen noch vor Mitternacht."

„Steht es so?" murmelte Daniel, wie er das hörte, schlüpfte so leis, als möglich, unter der Treppe hervor, ging auf den Zehen, stellte sich hart an die Zimmerthüre, legte sein Ohr an das Schlüsselloch, hielt den Athem an sich und horchte hinein.

„In einem Wirthshause, Vater," entgegnete Marie, „ist Heinrich wohl nicht um diese Zeit. O Gott! es wäre besser, er befände sich jetzt unter den Händen böser Menschen, als zwischen den Zähnen eines reißenden Wildes." Dem immer unruhiger werdenden Vater erzählte sie, was sie von Wilhelm und Daniel gehört. Rudolf schwur dem Verderber seines Kindes empfindliche Züchtigung. O hätt' er ihn früher entfernt, und den Krebsschaden in seinem Hause früher mit schonungslosem Messer ausgeschnitten, eh' es zu spät war, das schnell um sich fressende Uebel zu heilen! Er war im Begriffe umzuwenden; er rief Daniel mit lauter Stimme, und wollte dem Allverlassenen zu Hilfe eilen. Da erschien Jemand am Hofthor, fand dies verschlossen und pochte.

Ein Sonnenstral der Freude durchzuckte Rudolfs Seele; aber es war nicht die Anmeldung seines Sohnes.

„Oeffnet mir! öffnet mir!“ rief eine Stimme von Außen. Daniel eilte schnell von der Thüre weg, die Treppe hinauf, und verbarg sich in sein Bett unter dem Ziegeldache, während Rudolf dem theuern Ankömmling öffnete.

Es war schon eilf Uhr vorüber, als Louise, fast außer Athem und zum Zusammensinken erschöpft, wiederkam; so schnell war sie ins Pfarrhaus und zurückgeeilt. Sie hatte sich kaum auf die Bank niedergelassen, und schüttelte, als ob man sie nach Wilhelm gefragt hätte, traurig das hängende, blonde Köpfchen, als ihr der Jüngere dankbar lächelnd dieses in die Höhe richtete und ihr ins Auge sah. Neues Leben durchflog ihre Glieder, die Freude elektrisirte ihr alle Nerven. Sie schloß ihn stumm in die Arme und vergaß darüber ganz den Wildfreund, den rauhen Esau, wie sie Heinrich nannte. Noch ehe sie nach diesem fragte, schritt Rudolf, sein Gewehr in der Rechten, mit den Worten: „Gott befohlen, meine Lieben alle! Nach Mitternacht wieder!“ der Thüre zu.

„Nein, Vater, nicht so! Wagen Sie um Gottes willen nicht ein Leben, an dem wir Alle hangen,“ bat Louise, und wand ihre Arme um ihn, ihn zu fesseln, ihn so zurückzuhalten. „Ich will meinen Sohn wieder, lebendig oder todt,“ versetzte Rudolf; aber noch rührender wand sich das Mädchen um ihn; ihre Thränen netzten seine Weste. „O bleiben Sie! bei meiner kindlichen Liebe beschwör' ich Sie, Vater, bleiben Sie diese Nacht bei uns daheim. Der Verlorne steht in des Allmächtigen Hand, und diese bedeckt ja den dunkelsten Wurm

wie den Glänzendsten seiner Seraphim. Weidenbacher könnte entkommen sein. O Vater, bleiben Sie!"

Es war umsonst. Dieser und ähnlichen Bitten und Vorstellungen Louisens und der Mutter ungeachtet, wand sich Rudolf, zuviel auf sich selbst vertrauend, aus den Armen der für den Geber ihres Lebens zitternden Tochter, rief einige Waidgesellen zusammen, pfiff seinen treuen Hunden, klopfte mit dem Flintenkolben an die Treppe und sprach mit lauter Stimme hinauf: „Daniel, auf! komm herab und folge mir sogleich." Aber der wache, horchende Elende — denn wann schlief ein Bösewicht? — gab lange keinen Sterbenslaut von sich. „Unmöglich kann er bei diesem Gepolter schlafen," sprach der Förster und ließ sich Licht bringen, um nach Daniel zu sehen.

So wie dieser den unglücklichen Vater heraufkommen hörte, sprang er, noch angekleidet, wie er war, aus dem Bett und lief in banger Erwartung dem Herrn entgegen. Zu dessen nicht geringem Entsetzen fielen ihm beim Schein des Kerzenlichtes frische Blutstropfen an Daniels Kleidern in die Augen.

„Daniel, hier ist Blut! Woher dies Blut, Erschrockener?" fragte Rudolf den Verzagten. In die Seele erschrocken entgegnete der Geselle: „Wie kommt dies Blut an mich? Glauben Sie wohl gar, ich beflecke mich mit Menschenblut? Ihr Sohn lebt gewiß noch; aber sieh da! jetzt merk' ich erst, daß der Zahn des Wolfes, als er an mir vorübersprang, mich doch ein Wenig verletzt hat. Jesus Maria! Ihr Sohn Heinrich — Wenn es nicht schon zu spät ist — kommen Sie, Herr Förster, kommen Sie!" Damit ging er voran, und mit den Worten: „Die Gegend muß ich am Besten

wissen," dem höchlich besorgten Rudolf und den andern Jagdgehilfen voraus. In seinem Leben hatte Rudolf nie einen so bittern Gang wie in jener Nacht. Und doch war dies Alles nur das Vorspiel der Leiden seines armen Sohnes Heinrich.

Fünftes Kapitel.

Wie Heinrich, der Vermessene, büßte, und der Seinen Gram und Jammer ward.

Louise legte ihr Strickzeug auf ihr Arbeitstischchen, öffnete das Fenster und blickte gedankenvoll vor sich hinaus in die dunkle Nacht. Weit umher war Alles still wie auf einem Kirchhof. Das Spinnrad der Mutter, die alte Wanduhr im Zimmer und eine Grille, die im warmen Gemäuer der Küche sommernächtlich schrillerte, belebten in Etwas das tiefe, geheimnißvolle, fast schauerliche Schweigen der Mitternacht. Ueber die Ostgebirge stieg endlich die beinahe vollbeleuchtete Kugel des Mondes, und überwob mit bleichem Silberglanze die weitum schlummernde Natur.

Eben schlugen in langen Schlägen die Hämmer der Stadtglocken zwölf. Louise blickte still zum Himmel hinauf und schüttelte, bitter lächelnd, das blondlockige Köpfchen; fester drückte sie die Hand auf das arme, unruhig pochende, eng eingeschlossene Herz, auf die schmerzlich bewegte, sorgenbestürmte Brust. Das war sie nicht gewohnt zu empfinden. Diese Leiden litt sie schon jetzt um den Mißrathnen, den verlornen Heinrich.

„Und doch wacht sein Vaterauge," flüsterte sie leis,

und über ihre Miene zog der verklärende Abglanz einer schönen, hoffenden Seele wieder. Marie blickte sie an, als sollte das Mädchen ihr Antwort geben. Louise verstand sie wohl. „Meine gute Mutter," sprach sie, „sein Auge wacht gewiß und wahrhaftig. Mutter, unser Verzagen wäre Gottesverläugnung. Hoffen wir! hoffen wir auf ein glückliches Wiedersehen!" Sie weckte den Wilhelm, der neben Marie eingeschlafen war. Er sollte zu Bett. Er hatte bunt durcheinander von Leonardi und Cäcilie, von Erdbeeren und wimmelnden Schlangenhaufen, vom Wolf und Heinrichs Kampfe mit dem furchtbaren Waldunholde geträumt, und war begierig, vor nächstem Morgenroth den Ausgang der Dinge zu sehen. Marie bestürmte ihn so lange mit Bitten, schlafen zu gehen, bis er aufbrach. Er riß sich mit schwerem Herzen los. Ach! die tiefe Sympathie verwandter Seelen band ihn zauberisch an das stille Leid der Mutter. Die heißen Blutstropfen ihres Wehes hörte er schwer auf die sinkende Wagschale Heinrichs und Daniels fallen. Jeder aufzitternde Seufzer Mariens erschütterte ihn. Er sah mit der kindlichsten Theilnahme den Schmerz jenes treuen, duldenden, von Heinrich mit Dornen gekrönten Herzens, unter dem ihn die ersten Lebensempfindungen durchdrangen. Er hätte so gern die ganze Last der Angst und Sorge Mariens in seine mitleidende Brust abgeladen. Sie liebte ihn zu sehr, als daß sie nur ein trübes Wölkchen in seiner guten, himmelvollen Seele hätte aufsteigen lassen. Sie schieden und hofften ein frohes Wiedersehen mit einem neuen Erdenmorgen.

Louise blieb, Louise konnte von der Tiefbekümmerten nicht scheiden. Vor der abbrennenden Kerze saßen sie

beisammen bis weit über die Mitternacht hinaus. Jeder Pendelschlag der Hausuhr steigerte ihre bange Besorgniß, und ließ einen Tropfen mehr des bittern Herzleides ins Maaß ihrer Betrübniß, in die Thränenurne der Prüfung fallen. War es das ächzende Rufen eines in einem hohlen Baume sitzenden Uhus, oder war es eines Menschen Hilfe rufende Stimme, was sie aus der Ferne hörten? Sie deuteten die Klagetöne natürlich für das Letztere. Aber brachen diese aus Rudolfs oder Heinrichs Brust hervor? Es war ein schreckliches Räthsel für die zartempfindenden Seelen. O tausendmal schrecklicher ist die ungestalte Ungewißheit einer fürchtenden Seele, als das gewisse, vollendete Unglück selbst.

Marie und Louise lagen noch auf der Folterbank der unruhigsten Angst, als schon lange das Horn des Nachtwächters in der Stadt ein Uhr posaunt hatte. Auch Louise wurde mit Bitten bestürmt, die Mutter allein wachen zu lassen, und sich einige Stunden der Ruhe nicht zu versagen. Das Harren und Warten, meinte Marie wäre doch umsonst. „Folge du Wilhelms Beispiel," bat sie, „geh zur Ruhe, Kind. Wo eine Mutter wacht, umgeben sie Gottes heilige Engel." „Ja, Mutter," sprach Louise, vertrauensvoll wie nie, „ja, seine Hand wird uns liebevoll führen aus dieser Noth zur Freude. Seine Hand hat uns den Dornenkranz aufgesetzt; sie wird ihn zurücknehmen und uns mit Rosen segnen. Mutter, gute Nacht!" So beruhigend, umarmte sie Marien, die ihr nachzukommen versprechen mußte, und entfernte sich nach ihrem Schlafkämmerlein.

Marie aber folgte nicht. Leisen Trittes ging sie zurück, lehnte sachte die Thüre des Nebenzimmers bei,

zündete eine frische Wachskerze an und blieb wach vor ihr, still sinnend und herzinnig betend sitzen. Wann schlief ein Mutterherz? Ein Windstoß drückte das Fenster neben ihr auf und löschte die Kerze. Heller floß der Mondschein über die Stadt und die Umgegend. In der Ferne zog ein schwarzes Gewitter nach Osten. Es ward Marien noch unheimlicher zu Muth. Ins Zimmer schien der Mond. Schwankende, vom Nachtwind bewegte Tannenäste bildeten mit ihren Schatten allerhand fantastische Bilder auf dem Boden und an den Wänden. Die Schatten hatten bald die Gestalten von ringenden Menschen, bald von verschlingenden Ungeheuern. Mariens Fantasie wurde dadurch überreizt und erhitzt. Sie wollte, sie mußte sich wieder Licht machen.

Noch loderte das Kerzenflämmchen nicht, als ein schreiendes Käuzchen gegen eine Fensterscheibe so heftig fuhr und sie so zerschmetterte, daß die klingenden Glasscheiben auf Tische und Bänke flogen in einem Seele durchschneidenden Mißklang.

„Mutter, was war denn dies?" rief Louise aus ihrem Bett im Nebenzimmerchen. „Schlafe nur ruhig, mein Kind," gab Marie vor Schrecken zitternd zur Antwort. In der Sprache des gemeinen Volkes heißt das Käuzchen auch Todtenvogel, und der Aberglaube sieht in dem Vogel den weissagenden Verkünder eines nahen Sterbfalles in dem Haus, vor dessen Fenster er sich meldet. Marie sah den prophetischen Vogel draus auf dem Hofthor sitzen, und rechnete jetzt nur noch auf Gottes Barmherzigkeit.

Was wird indessen mit Heinrich vorgegangen, wohin wird er gekommen sein? Wie wird er für seine unglück-

selige Tollvermessenheit gebüßet haben? Wie haben sie ihn endlich wieder aufgefunden, lebend oder todt? — Hätte Rudolfs verwegener Wildfang auf die liebevollen Ermahnungen und Warnungen Mariens, einer Mutter, die er nicht werth war sein zu nennen, und auf die sanfte Stimme Louisens und der Tugend mehr gehört, als auf Daniels teuflische Lockstimme, und wär' er diesem Jugendverführer, diesem heillosen Seelenverderber ausgewichen, wie dem ansteckenden Hauche der Pest, er wäre nie so unglücklich und elend, nie der gefräßig nagende Gram der Seinen, nie der Gegenstand des Mitleides, des Abscheues der bessern Menschen geworden. Ach! sein Leben war eine schreckliche Warnungstafel für Solche, die in einem frühen, selbstgeschaufelten Grabe nicht ihre Leiche zügellosen Leidenschaften opfern wollen wie er. Vielleicht wär' es besser gewesen, er wär' damal schon untergegangen. Daniels Schüler hätte dann seinen Meister nicht beinahe erreicht, und das schwarze Buch des Lasters und der Verirrung wär' um einen Namen ärmer geblieben. Die Tugend hätte nicht über einen verlornen Sohn mehr geweint.

Daniel hatte sich mit ihm, um den Wolf zu erlegen, müd' und matt gejagt, ohne das Ziel ihres kecken Wunsches erreicht zu haben. Ihre Kugeln waren verschossen, ihre Hunde muthlos geworden. Das Thier schien unverletzbar und unüberwindlich, und höhnte der eiteln Mühe seiner Verfolger. Der gewissenlose Gehilfe überließ den Heinrich, mit dem er sich in einem heftigen Wortwechsel um eine Kugel entzweit hatte, seinem Schicksale und schlenderte nach Haus. Mit der kaltblütigsten Schadenfreude vernahm er Heinrichs Bitten und Flehen:

„Verlaß mich nicht, Daniel, oder ich bin verloren. Um Gottes willen, komm mir zu Hilfe! Der Wolf! der Wolf!“ Daniel lachte in der Ferne, rief dem Verzweifelnden zu: „Nun rette dich selbst!“ und ging, so feig als boshaft, von dannen.

Mit den Kleidern in ein Dorngebüsch verstrickt und blutig geritzt im Gesicht, an Händen und Füßen, sah Heinrich den von den fliehenden Hunden verlassenen Wolf auf sich gerade zukommen. Man denke sich in seine Lage. Sein Blut gerann und erstarrte zu Eis, der Schrecken beraubte ihn fast aller Besinnung. Es ward ihm trübe vor dem Aug' und der Seele. Er gab sich schon verloren für diese Welt. Das gewaltige, rachelechzende Ungethüm bewegte sich nur auf zehn Schritte weit von ihm. Es schien seines grausamen Verfolgers, seines zitternden Opfers gewiß zu sein, und erst mit seiner Todesangst spielen zu wollen, wie die Katze mit der Maus. Er konnte kein Glied seines Leibes bewegen. Sein Muth war gebrochen wie ein geknicktes Rohr, die ganze Schöpfung lag schon vor ihm, wie wenn sie gehüllt wär' in Todesnacht.

Der Wolf kam ihm langsam nah und immer schrecklich näher. Jetzt stellte der Unhold sich so, als wollt' er mit einem fürchterlichen Satz auf Heinrichs Nacken sitzen, und seine glühende Rachegier sättigen. Die Verzweiflung gibt oft Riesenstärke. Eine übermenschliche, sich erbarmende Kraft schien über Heinrich zu kommen, und ihm alle Nerven stärkend wieder zu beleben. Noch zeitig genug riß er Haar und Kleider aus dem Dorngesträuch. Nah ihm stand ein Baum, dessen Aeste nieder genug waren, um sich in Einem Augenblick auf die-

selben zu schwingen. Hier fand er zwar eine kurze Zufluchtsstätte vor dem Entsetzlichen, aber gerettet war er nicht; denn das Unthier wich und wankte nicht vom Platz.

So viel Heinrichs lauschender Blick durch die Lücke eines Astes wahrnehmen konnte, hatte sich das vom Zahn der Hunde geritzte Wild am Stamme des Baumes unten festgelagert. Bisweilen schaute der Wolf nach dem gefangenen, streng bewachten Heinrich mit Augen herauf, die im Dunkeln — denn noch war der Mond nicht aufgegangen — vor Wuth und Mordgier wie grünröthlichtes Feuer leuchteten. Um des armen jungen Büßers Angst noch mehr zu erhöhen, setzte das lauernde Raubwild immer dabei die Pfoten so an den leicht zu erkletternden Stamm, als hätt' es mit jedem Augenblicke Lust heraufzukommen und seinem bebenden Feinde einen unerbetenen, entsetzensvollen Besuch zu machen. Heinrichs Körperkraft war so erschöpft, daß er wie ein verunglückter, wurmzerstochener Apfel, vom Baum zu fallen drohte. Aber das Früchtchen war noch nicht reif. Und wohin fallen? Hier öffnete seine Arme kein Vater; zwischen dem Sohn und der Mutter war eine breite, unüberspringbare Kluft.

Ein schlafendes Eichhörnchen saß nicht weit über Heinrichs Haupt. Es wäre gewiß erwacht, hätte sich dieser nur im Geringsten zu rühren getraut. Er wagte kaum einen Athemzug.

Die wachsende Angst seiner Seele erreichte ihren höchsten Grad, als plötzlich der Wolf da unten, des langen Harrens auf Heinrich überdrüssig und ausgehungert, mit einem kühnen Sprunge den Versuch machte, den

niedersten Ast zu erreichen. Ein Todesschrei brach aus der eiserstarrten Brust des jungen Jägers, kalter Schweiß trat in schweren Tropfen ihm auf die Stirne. Zu gleicher Zeit fuhr er mit der Hand über sich nach einem Aste. Ziemlich unsanft stieß er das arme Eichhörnchen von seinem friedlichen Sitze. Schlaftrunken fiel es hinab auf den Nacken des Wolfes, der es mit schrecklicher Gewandtheit erhaschte. Nach einigen Sekunden hatte er es schon in seinem schaumtriefenden Rachen zermalmt. Das arme Thierchen, das für den Schuldigen sterben mußte! Anstatt den Hunger des Unholdes zu stillen, reizte ihn diese Beute nur nach einer neuen und größern. Er witterte Menschenfleisch und sammelte den Rest seiner wiederkehrenden Kräfte, um wiederzuvergelten, ehe der Morgen andämmert. Mit namenloser Todesangst erfüllt, hatte Heinrich das Vorspiel mit dem Eichhörnchen beobachtet. Er schauderte zusammen bei dem Gedanken: so wird es auch mir ergehen; Gott und Menschen haben mich verlassen; ohne Hilfe, ohne Rettung geh' ich hier zu Grunde.

Er wollte wieder einmal beten, er konnte nicht beten. Er gelobte es Gott und den fernen bekümmerten Seinen, ein besserer Mensch zu werden, wenn ihm der Himmel erbarmungsvoll einen Retter zusenden und ihn erlösen würde aus unbeschreiblicher Noth. Seit neun Uhr Abends harrte er nun ohne Menschenhilfe, ohne Erlösung, ja sogar ohne die mindeste Aussicht, vor Tagesanbruch gehört und von der Nähe, von den Zähnen des furchtbaren Wächters befreit zu werden.

Eben hörte er wieder des Nachtwächters Horn, der zweimal aus der Stadt herüberblies, und eben wie er sich

wünschte, eine so laute Stimme zu haben, um mit seinem Rufe bis zum Vaterhause zu dringen, da — o wer beschriebe die Freude eines geretteten-Lebendigbegrabenen? — da erklang endlich, lieblicher als die schönste Musik, das bekannte Hüfthorn seines Vaters aus der Ferne zu seinem Ohr. Mit neuem Hoffen belebte, mit neuem Muth und frischer Kraft beseelte ihn der näher kommende, oft wiederholte Ruf: „Heinrich! Heinrich!" Das Echo des Waldes, das seinen Namen nachhallte, war ihm die Stimme eines Engels der Erlösung. Aber sonderbar! obgleich Heinrich sonst eine so starke Stimme hatte, daß man ihn hören konnte auf eine Viertelstunde weit, so wollte diesmal doch kein kräftiger Ton aus seiner Kehle dringen. Seine Brust war noch zu beklommen, und der Wolf hätte — so glaubte er — noch Zeit genug, an seinem Gefangenen sich vollauf zu rächen. „Heinrich! Heinrich!" rief man immer näher. Mit halberstickter Stimme gab er die Antwort: „Hierher, Vater, da bin ich. Unter mir lagert der Wolf. Haltet die Gewehre schußfertig. Rettet, o rettet mich!"

Es währte kaum einige Minuten lange, so raschelten Menschentritte durch dürres Laub und Gras am Boden. Das Zurufen nach dem Verlornen wurde ganz nahe wiederholt; ein Beweis, daß Heinrichs Gegenruf bis jetzt nur schwach und unsicher leitend oder gar nicht vernommen wurde. Dieser rief wieder wie vorher und nun lauter, denn die Gefahr schien überstanden. Jetzt hörte er den Vater vernehmbar ganz in der Nähe sprechen: „Mein Sohn lebt noch, er ist's! Gott sei gedankt! Er ist wohlerhalten, aber das Thier, das ihn bewacht, soll mir lebendig nicht von der Stelle kommen.

Gebt Acht, meine Leute, sachte! Brave Diana, vor und suche!"

Leiser wurden nun die Tritte der Kommenden. Die Hunde fingen an, still und vorsichtig umherzustöbern und den fluchtbereiten Wolf auszuwittern. Jetzt endlich wollte dieser eine Bewegung machen zur Flucht. Es war zu spät. Mit einem kühnen, gewaltigen Satze saß die kluge, beherzte Diana auf seinem Nacken und hielt ihn festgebannt. Eine Kugel aus Rudolfs sicherm Feuerrohre flog mit tödlicher Gewalt in die Brust des Thieres; eine zweite, dritte Kugel schickten Eberhard und Daniel nach. Nach kurzer Gegenwehr sank das blutende Ziel seiner Feinde zusammen und verendete zur großen Freude Aller. Froher war keine Seele als Heinrich.

Vom Tode gerettet, erlöst aus aller Gefahr, verließ er seinen Zufluchtsort und stieg herab. Ein scharfer, wohlverdienter Verweis des Vaters durchdrang ihn so tief, daß ihm, der glaubte genug gebüßt zu haben, eine Thräne aus dem Auge quoll. Das Bildniß, die Erinnerung an die Leiden dieser Schreckensnacht seines Lebens wären ihm warnend immer vorgeschwebt, und hätten seine Schwüre, ein guter Mensch zu werden, zur heiligen Lösung gebracht — aber Daniel war noch in seines Vaters Haus. An seines Vaters Seite ging der Wiedergefundene lange schweigend wie Rudolf, aber tiefbewegt, der Försterwohnung und der einsam sitzenden Mutter zu.

Daniel strich, nichts Gutes für seine Person ahnend, und abgesondert von den andern Jägerburschen, hinter Sohn und Vater einher und hielt eine Zwiesprache mit seinem zankenden Gewissen, das ihm die Schuld an

diesem wie an so vielen traurigen Vorfällen in der Schröter'schen Familie gab. Heinrich wandt sich auf dem Heimgange mehrmals nach dem Verführer um und überwand endlich seinen Abscheu gegen diesen so weit, daß er ihn noch einiger Worte würdigte. „Höre, du Elender, mit dir werd' ich morgen abrechnen. Wär' ich nun verloren, wer wäre schuldig an meinem Tod, an meines Vaters Schmerz, an meiner Mutter heißen Thränen? Wer, als du? Nichtswürdiger, wenn dich mein Vater, deiner Geschicklichkeit zu Liebe, nicht entfernt, nicht morgen des Tages sogleich entfernt, so sei doch fortan keine Gemeinschaft mehr zwischen mir und dir oder deinem verworfenen Gelichter. Meide mich, böser Geist, oder —" Rudolf gebot ihm, kein Wort mehr mit Daniel zu wechseln. Er, der Förster, werde schon das Seine thun.

„Ich habe," murmelte der Geselle, doch so laut, daß es Heinrich hören konnte, „ich habe den jungen Herrn nicht an mich gebunden. Sie haben sich ja selber an mich gehängt und laufen mir überallhin nach, als hätt' ich es Ihnen in einem Zaubertrank angethan." Heinrich fühlte die Wahrheit dieser Worte zu sehr. Das süß überredende böse Beispiel des Lasters war wirklich der Zaubertrank, der nach und nach alle Tugendempfindungen des Schülers eines solchen Meisters einschläfern und in diesem Schlaf ersticken sollte. „Wenn es der Herr Sohn kann," gab er dann zu verstehen, „nun wohl, so bleib' er fern von mir auf ewig." „Ja, auf ewig!" wiederhallte es in Heinrichs feierlich gestimmtem Innern.

Wohl gab er in jener Stunde einem guten Vorsatze Raum in seinem Herzen; aber war er noch stark genug,

einen Rückschritt zu wagen, und, seinem Vorsatze treu, der wieder erwachten Stimme seines Innern Wort zu halten? Der nagende Wurm saß tief in der Blüte seines Lebens. Ein Gewittersturm mußte diese knicken oder Jenen noch herausschütteln. Das Räthsel hat die Zeit gelöst.

„Also Ernst? Auf ewig geschieden, junger Herr?" wiederholte Daniel bitter lächelnd. Diese Worte flüsterte er so leis in Heinrichs Ohr, daß der gedankenvoll dahinwandernde Rudolf Nichts davon hören konnte. Heinrich stieß tiefbeleidigt und beleidigend den Flintenkolben dem Höllischen so auf die Brust, daß dieser knirschend zurücktaumelte und: o mein Gott! seufzte. Als ob gar Nichts vorgefallen wäre, ging der Zug durch die sich lichtende Waldung weiter.

Das Gewitter verhallte dumpf im fernsten Nordosten. Das falbe Wetterleuchten verschmolz mit dem ersten grauen Streif der Morgendämmerung. Die Zinnen der östlichen Gebirge, die Wetterhähne und Kreuze der Thürme in Stadt und Dörfern umher, die höchsten Spitzen der Bäume wurden nach und nach heller. Wie auf Einen allmächtigen Zauberschlag schien die Natur zum ersten Mal aufzuwachen, und dann wieder dem gütigen Licht entgegenzuschlummern wie eine junge Braut.

Louise fuhr oft aus unruhigen Träumen auf, und so oft die Mutter zu ihrem Bette trat und sich still wie ein Engel über das leidende Mädchen bog, fragte sie die Kindliche: „Ist er noch immer nicht zurück?"

Als Vater Rudolf mit den Seinen zu seines Hauses Gehöfte heimkam, krähte der Hahn im Stall den jungen Tag schon an mit dem hellen Posthorn seiner

Kehle. Sie traten so geräuschlos, als möglich, in die stille Wohnung. Marie saß, als Sohn und Vater ins Zimmer kamen, vor einer aufgeschlagenen Legende, und schlummerte mit gefalteten Händen und geneigtem Haupt. Sie erwachte zur Freude, denn Alle hatten sich wieder. Heinrich trat zuerst zu ihr im Gefühle seiner Schuld. „O Mutter!“ sprach er mit abgewandtem Gesichte, „meine Mutter, Verzeihung Ihrem unkindlichen, rauhen, grausamen Sohn!“ Maria zeigte ihm eine Thräne, die er ihr erpreßte, und ging nun, um ein Stündlein neben Louisen zu ruhen. Die Andern wollten der Natur den wohlthätigen Tribut nicht schuldig bleiben, und gingen auch zur Ruhe. Zwei blieben wach, der Eine über dem Haus, in den Sternen, der Andere im Haus, unter dem Dache; denn ein böses Gewissen ist ein Nest voll Nattern im Busen des Schuldbewußten. Alles um Daniel und unter ihm bedeckte der zarte Engelflügel des Friedens — er aber machte beim Mondschein falsche Würfel und dachte dabei, sein Glück einmal mit Falschmünzerei zu versuchen, und wo möglich, den Heinrich auch in diese Kunst einzuweihen.

Die fromme Morgenglocke, das himmelan dringende Gloria der ersten Lerche, der Orgelton aus der Stadtkirche, vom Morgenwind herübergetragen, dies Alles ließ den Sünder kalt; denn er glaubte nicht mehr, weil er nicht mehr liebte. Falsch spielen, Geld, Geld machen war sein Gedanke, sein Sehnen, war Daniels Morgengebet.

Sechstes Kapitel.

Leonardis Schüler im Pfarrhaus und am Falkenthurm.

Auf die verflossene, unruhvolle Nacht der Familie Rudolfs erschien einer der schönsten, heitersten Sommertage, gleichsam als wollte das Schicksal die Wunden wieder heilen, die es diesem Hause schlug. Heinrich und Daniel sahen den ganzen Vormittag einander nicht; etwas Außerordentliches in des Erstern Leben. Aber was half es ihm, daß er das Netz einer so geschäftigen Spinne zerriß? Sie webt ein neues und noch stärkeres in derselben Stunde für den armen gaukelnden Schmetterling. Und Daniel war so eine große Kreuzspinne, die sich um ein armseliges Mückchen nicht kümmert, aber um die rechte Beute ihr zähestes Gespinnst unlösbar knäueln wollte.

Marie drang in Rudolf, dem widerwärtigen Gesellen doch bald, recht bald den Abschied zu geben, vor Abend noch von diesem Uebel, von dieser giftig schleichenden Otter ihr Haus zu reinigen. Er hätte dies auch ohne ihre Erinnerung gethan, aber aus Gründen wollte er die Sache noch einige Tage verschieben. Es bleibt ungewiß, ob ihn Mitleid mit seinem besten Schützen, oder die Besorgniß vor der Rache eines durch ihn brodlos gewordenen bösen Menschen zu so verderblicher Nachsicht mit Daniel bewog. Sein Hausfriede war auf immer gestört. Er wollte es noch nicht glauben, daß es wirklich schon so weit mit Heinrichs Sittenruin gekommen sei, daß Trunk und Spiel, die gewöhnlichen Vorläufer des Bettlers,

Räubers oder Mörders, schon seines Sohnes geheime Leidenschaft geworden sind, zu denen sich eben so schändliche Laster bald brüderlich gesellen. Das Auge der Mutter sah mehr, als Rudolfs Blick, und sie flehte oft zu Gott, vor entschämten, herzvergiftenden Dirnen Heinrich zu bewahren. Ein Wunder war es, daß er, in Daniels Gesellschaft, von diesem Giftbecher zwar schon gehört, ihn aber noch nicht gekostet hatte. Er war im Fallen, gefallen war Heinrich noch nicht.

Ein Gärtchen war hinter dem Haus. Hier hatte sich Wilhelm im verflossenen Frühjahr eine Laube gebaut, und Bohnen und Erbsen um sie gepflanzt. In üppiger Fülle schossen sie aus dem Boden und schlossen ihre schlängelnden, dichtbelaubten Aermchen kühl beschattend um die zierlichen Stäbe. Hier studirte Wilhelm im Mutterschoose der Natur sein Latein und Griechisch, eine Ode des unsterblichen Jakob Balde, oder einen Gesang in Tassos Jerusalem. Hier nährte er Geist und Herz an der stärkenden Muttermilch der Natur und an ihrer Sänger ergossenem Gemüth. Und was that Heinrich? — Louise trat dann zu dem Jüngern wie ein stiller Geist des Friedens und der Liebe, und lernte neben ihm das Schöne, Edle und Große, Gott und die Natur erkennen und verstehen.

Wilhelm war auf dem Weg nach dem Pfarrhaus, als Heinrich der Reumüthige sich hinaus ins Gärtchen stahl, in der Laube sich vor Daniel verbarg und sich vornahm, war er zu halten zu schwach war. Das Wirthshaus, der Becher, Würfel und Karten, diese lockenden Sirenenbilder, hatten ihre Zauberbande zu fest um seine arme Seele geschlungen.

Wie er so, in Gedanken versunken, das schwere junge

Haupt in beide Hände gestützt, an Wilhelms Tisch in der Laube saß, öffnete Daniel leis und sachte die Gartenthüre und wollte hinein. „Aber kann ich nicht warten bis Abend?“ dachte er und zog sich eben so leis wieder zurück, ohne von dem Armen gesehen worden zu sein.

Die glutströmende Mittagsonne hing wie ein leuchtendes Wappenschild am tiefblauen, wolkenlosen Firmamente, als der ehrwürdige Seelenhirt Leonardi durch das goldgelbe, säuselnde Kornfeld von Süden daherkam, und über die steinerne Brücke des Wiesenbaches ging. Den Hut unter dem Arm, sein spanisches Rohr in der Rechten, die besser ein Bischofsstab geziert hätte, schlug er seinen Pfad durch das Ackerfeld nach dem Pfarrgarten ein. Ihm zur Seite ging Cäcilie. Obschon ihr Gespräch von Gott, Vorsehung und Natur begonnen, als sie über den romantischen Landkirchhof der Filialkirche gingen, so schloß Cäcilie doch mit der Küche. In zwei wohlanständige Zöpfe geflochten und verknüpft mit blauem Seidenbande, floß ihr dunkelbraun Haar über den züchtig verhüllten Nacken herab. Der breit geränderte Strohhut hing ihr am Arm; in der Hand trug sie das Betbuch mit glitzerndem Goldschnitt.

Cäcilie war nicht auf dem Lande geboren. Ihre Vaterstadt war die Residenz des Landesfürsten. Aus deren betäubendem Geräusche hatte sie sich in dies stille, friedliche Asyl, in dies Landpfarrhaus zurückgezogen, noch ehe sie die verlorne Unschuld ihrer Empfindungen zu beweinen hatte. Wie ein sichtbarer Schutzgeist wandelte sie um Leonardi und durch die Straßen und Gassen der Gemeinde. Wo in dieser ein Unglück über die Schwelle eines Hauses einzog, und wo ein gepreßtes Menschenherz nach Hilfe seufzte, da wandt die Noth sich nur an Cäciliens Erbarmen, und

gewiß, war Hilfe, war Rettung möglich, so kam sie gewiß aus der Segenshand der geliebten Schwester Leonardis.

„Sie können nicht läugnen, Herr Bruder, daß Sie sehr müde geworden sind," sprach die Gute, indem Beide durch die Gartenthüre eintraten, wo ihnen freundlich bellend ein schneeweißes Hündchen über die Gartengeländer entgegensprang. Ein Schwarm buntbefiederter Haustauben flatterte vom Dach, umschwirrte die Willkommenen und girrte: „Gib uns unser tägliches Brod!"

„Gehen Sie nie mehr diesen weiten, beschwerlichen Weg. Um etwas Weniges können Sie ja ins Dörfchen hinüberfahren. Mit Ihren wenigen Kräften müssen Sie besser haushalten, damit Sie lange arbeiten im Weinberg des Herrn, mein Bruder." Leonardi lächelte und meinte, er sei in seinem Alter noch frischkräftiger, als mancher greise Jüngling, und der Herr mög' ihn abrufen, wann es ihm gefällt. Bereit zu jeder Stunde sein, das sei die große Aufgabe. „Es ist wahr, die Sommerhitze ist sengend und die Filialkirche weit, sehr weit entlegen; aber darum ist auch das Verdienst des guten, unverdrossenen Hirten um so größer, der dem Besten seiner ihm heilig anvertrauten Heerde zu Liebe so weit geht. Ein Miethling thut es freilich nicht, denn er liebt die Heerde nicht. Wenn der Wolf kommt, flieht der Miethling, der schlechte Hirte. Ja, Schwester," fuhr er fort, indem er sich die schweißbedeckte Stirne trocknete, „ich will ein guter Hirte gewesen sein, wenn ich sterbe. Darum such' ich meine getreue Heerde, die kleine Christengemeinde da drüben, unter Sonnenbrand und Schneegestöber, bei Regen und Wind heim. O dabei fühl' ich keine Unbilde der Elemente, keine Noth des Leibes. Einem Bürger in Jenseits hab' ich den letzten

Liebesdienst gethan. Der Priester that seine Pflicht, müd, und noch weniger verdrüßlich, ist er nicht. Sieh einmal dorthin auf meine Sonnenuhr. Ich glaube, wir müssen nach dem Stand der Sonne schon ein Uhr haben." Cäcilie bejahte es; Leonardi wünschte sein Mittagmahl heut' in der kühlen Jasminlaube zu nehmen. „Und höre,' schloß er dann, „wenn der brave Wilhelm, mein hoffnungsvollster und, ich fühl' es, mein letzter Schüler kommt, so schick' ihn mit seinen Büchern nur heraus zu mir."

Mit seinem Taschentuche schlug er nun den Staub von seinen silberbeschnallten Schuhen, von Rock und Hut, und gab seinem treuen, kleinen Hauswächter, dem blendend weißen Hündchen, ein halbtrockenes Stück Semmel, während Cäcilie über den blumengarnirten Gartenpfad dahin und durch ein Hinterpförtchen hinein in die stille Pfarrwohnung zur Marthe, der alten Köchin, ging.

Dichter drängte sich jetzt der schmeichelnd girrende Taubenschwarm um den Patriarchen Leonardi. Einige trippelten, Paar und Paar, unter dem Eingang der Laube, andere flatterten ohne Furcht auf die Jasminzweige, wiegten sich auf und nieder und pickten aus Ungeduld oder Scherz den Pfarrer in die Schulter; noch andere liefen auf Tisch und Bank, oder setzten sich ihm auf Schulter, Hand oder Knie. Da wußte er, daß er noch ein Stück Semmel in der Tasche hatte, zog es heraus und bröckelte es den Kleinen vor auf den Tisch. Indessen ihr sanftes Girren hier Leonardi begrüßte, erfüllte heulendes Hundegebell und das Halloh roher Seelen das Ohr Rudolfs. Wer war glücklicher?

Eben öffnete sich ein hohes Bogenthor und bot die freie Aussicht in den großen Pfarrhof und in sein bunt und lustig belebtes Revier. Da wanderte, Körner suchend, die mütterliche, glucksende Henne mit ihren pippenden Küchlein; da schnatterten Gänse und Enten babylonisch durcheinander, und stattlich mitten durch schritten stolze Truthähne mit ihren langen, blaurothen Nasen. Auf den Bogen des Hofthors flog der rothgekrönte Haushahn empor, und krähte aus schmetternder Trompete seine Lebensfreude über den Pfarrhof und Garten hinaus. Das zahme, schlanke Reh, das am Holzstoße dort vorüber und der alten Marthe zum Brunnen auf zephyrleichten Füßchen nachtanzte, und im Sonnenschein mit seinen klugen, hell glänzenden Augen so heimisch hier und so gutmüthig umherschaute, war ein Geschenk von Wilhelms Vater.

Man klingelte draus leis und bescheiden zweimal. Marthe kannte das Zeichen und öffnete. Leonardis geliebter Schüler trat herein und blickte ehrerbietig, nach dem hochverehrten Meister suchend, im Haus umher. Er fand ihn nicht und lief der geschäftigen Alten nach. „Aber, Jungfer Marthe,“ fragte er und trat, seine Bücher und Schriften unter dem Arm, aus der kühlen Hausflur in die Pfarrküche, worin eben Marthe eine Taube am Bratspieß drehte, „sage Sie mir doch, wäre seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, nicht zu Haus?“ „Ey doch, lieber, Wilhelm,“ antwortete sie, „man findet den Herrn im Garten draus und gerade beim Mittagmahl.“ Wilhelm wandt ihr rasch den Rücken zu, aber sie faßte ihn noch bei seinem schwarzen, altdeutschen Studentenröckchen und hielt ihn auf der Küchenschwelle. Ein tiefer Seufzer

zitterte aus ihrer gottesfürchtigen Seele. „Was ist Ihr denn, Jungfer Köchin, daß Sie so seufzt?" „Ey du gütiger Himmel!" fuhr sie geschwätzig fort, und streichelte dem Schüler Leonardis die goldblonden Locken von der sanft gewölbten Stirne; „der junge Herr da hat uns allen eine sehr unruhige Nacht gemacht. Aber Gott sei Dank. Seine Barmherzigkeit ist groß. Wer auf ihn gebaut, den kann weder Wolf noch die Bosheit der Menschen verderben."

Wilhelms Brust erhob ein unbeschreiblich süßes Dankgefühl, das sich in seinem weitoffnen Auge verklärte. „O Jungfer Marthe," erwiederte er, „nicht um alles Gold und Edelgestein unter dem Mond möcht' ich die Todesängsten ausstehen, mit welchen Heinrich, der frevelntlich Vermessene, diese Nacht so fürchterlich hat büßen müssen. Aber er wird sich nicht bessern, dennoch nicht; und denke Sie an mich, er wird in seinen schönsten Jahren ein klägliches, jammervolles Ende nehmen; denn eine rächende Gewalt folgt dem Laster hart auf dem Fuße nach." Die Alte hörte ihn so andächtig an, daß sie fast hätte die Taube verbrennen lassen. „Gott sei mit ihm!" flüsterte sie und ging mit der Taube dem Wilhelm in den Garten voraus.

Cäcilie hatte in der Laube nicht sobald den Schüler gesehen, als sie schon ihm entgegeneilte, seine Hand ergriff und ihn Leonardi zuführte. Er mußte sich trotz allem Sträuben zwischen ihn und sie zu Tische setzen. Sie zerlegte die Taube und schob auf ihrem Teller immer das beste Stückchen dem widerstrebenden jungen Freunde zu. Sie trocknete ihm den Schweiß von der Stirne und setzte ihm so lange zu, bis er, aber nur ihr

zu' Liebe, mitaß. Ein Stückchen Konfekt wickelte sie in ein Papier und schob es ihm so heimlich und leis, daß er Nichts merken konnte, in das Rocktäschchen, als er eben über den abgeräumten Tisch seine Bücher und Schriften auskramte. Sie bewunderte, in seinen Papieren blätternd, seine offne, zierliche Handschrift und bemerkte, aus seinen Schriftzügen erkenne man sehr oft den Karakter des Menschen. Die Lektion begann.

Leonardi ließ sich ein Kapitel aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzen. Wilhelm lös'te seine Aufgabe mit einer Leichtigkeit, worüber Cäcilie höchlich erstaunte. Schwerer fiel das Griechische; desto geläufiger floß ihm das Italienische und Französische von der Zunge. Die Lehrstunde strich aus diesmal, wie immer, dem Wilhelm zu schnell vorüber. Leonardi krönte sie immer mit einer guten Lehre für das Leben, mit einem weisen Rath, den er dem Schüler auf den Weg mitgab.

„Der Mensch, Wilhelm," so schloß er heute, „weiß sein Schicksal kaum eine Minute voraus. Darum soll man immer des Guten so viel als möglich in das Land der Gegenwart säen, damit jeder kommende Tag ein neues Aerntefest für uns werde. Und was ich jungen Studirenden sehr empfehlen möchte, wäre, neben dem Studium der alten, todten Sprachen ja nicht das der lebenden zu vernachlässigen. Die Kenntniß dieser macht oft eher das Glück eines jungen Mannes, der von der Universität zurückkommt, als seine innigste Bekanntschft mit Homeros und dem Virgilius Maro. Das Schicksal ruft in ein fremdes Land, nach Italien, Frankreich, England; welchen Vortheil gewährt uns schon an der Schwelle dieser Länder die Bekanntschaft mit ihren

Sprachen! Und zudem, Wilhelm," fuhr er fort, „trägt sich das in der Jugend Erlernte ohne Beschwerde durch das Leben. Lerne, lern' in deiner Jugend, wo Geist und Gemüth am Empfänglichsten aufnehmen. Später erwachen andere Gedanken; die Stimme der Leidenschaften wird in deinem Busen schreien; aber du wirst mein starker Schüler sein und sie ersticken; denn Leidenschaft ist edler Seelen unwerth, uud wer sie füttert, diese jungen Wölfe, den verschlingen sie zuletzt selbst. Lerne jung! Das Versäumte holst du einst nur mit Mühe oder nie mehr ein. Und weißt du," sprach er dann ernster und feierlicher als je, „weißt du auch, was du willst? Du willst Theolog werden, Theolog. So erhaben der Stand des Priesters, so würdevoll und geehrt er ist, eben so schwer sind seine Pflichten. Du kennst das Leben des Priesters fast nur nach seiner Außenseite; Wilhelm, sein Inneres ist Entsagen, und sein Friede oft schwer erkauft. Verdienstlich und hochgeachtet ist sein Wirken, aber Mühen und Beschwerden versüßet ihm oft nur das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Und, mein Lieber, rücke mir näher: Jeder kann nicht ohne langen Schmerz den Vergnügen der Welt und ihrer nachrufenden, lockenden Freuden so entsagen, als hätt' ihm der Schöpfer kein fühlendes Herz für sie geschaffen. Steige in dich selbst hinein und prüfe und frage dich: Kannst du entsagen?"

Leonardi schwieg und sah Wilhelms tiefinnerliche Bewegung; er wartete etwas unruhig auf die entscheidende Antwort. „Nun, mein Jünger?" fragte er, den heiter werdenden Blicken des Schülers begegnend. „Entsagen, mein Meister! Ja, ich kann entsagen; diese heilige See-

lenkraft wird mir der Himmel verleihen. Und was soll ich denn entsagen? Den unreinen Freuden dieser Welt? Sie haben keinen unüberwindlichen Zauber für mich und glauben Sie mir, ich gebe ihnen ohne Schmerz und auf ewig Abschied." „Antworte, ruft dir eine innere, durch Nichts zu übertäubende Stimme zu: Weihe dich der Theologie?"

„So ist es, hochwürdiger Herr; Tag und Nacht muß ich diese Stimme hören," antwortete rasch und bestimmt der Schüler der Weisheit. „Kein Gelübde meiner Mutter, noch weniger ein Zwang meines Vaters oder äußerer Verhältnisse, verbindet mich, Ihren heiligen Stand zu wählen. Es ist meines Herzens freie Wahl. Mir ist es so, als könn' ich nie und nirgends glücklich werden, wenn ich nicht, wie Sie, Arbeiter werde im Weinberge des Herrn. Auf und werde Leonardi gleich! so ruft es mir immer zu aus meiner Seele Tiefe, so oft ich Sie, das edle Beispiel meines Lebens, die Pflichten des Seelenhirten erfüllen sehe, oder wenn bei irgend einer schönen Handlung für Menschenglück der Friede Ihres Antlitzes mir sagt, Ihr Herz hat sein Glück gefunden." Sein Auge leuchtete vom Feuer einer sanften Begeisterung; Leonardi stand erhabener als je vor ihm. „Und, mein innig geliebter Meister," fuhr er fort, „wenn es einst der Vorsehung gefällt, Ihnen die Stralenkrone des Lohnes für Ihr irdisches Tagewerk zu reichen, ja, dann möchte Sie Ihr glücklicher Jünger hier ablösen. Dann wird Louise mir mit treuer Schwesterliebe so an der Seite stehen, wie Cäcilie jetzt Ihnen."

Leonardi legte schweigend und leis verklärt, wie ein Geist aus höherer Welt, seine Hände segnend und wei-

hend auf Wilhelms Haupt. „In dir," sprach er dann in feierlichem Predigerton, „in dir wohnt, aus dir spricht der lichthelle Geist des Guten. Deine kindlichreine Brust ist sein unentweihter Tempel. O beflecke diesen nie mit dem Wuste niederer, gemeiner Leidenschaften. Stoß ihren Becher zurück, wenn diese Sirenenungeheuer dir mit ihm zuwinken auf der Fahrt deines Lebens; sein Rand ist mit Honig versüßt, aber sein Inhalt ist schnell und tödlich wirkendes Gift. Nie verunreinige du die zarte Lilienblüte der Unschuld deiner Empfindungen mit dem Schlamme des Unedeln, des abscheueswerthen Sündlichen; denn jede Sünde rächt sich an dem Verirrten durch ihre Folgen. Sei erst Meister deiner selbst, so mußt du auch Herr und Meister deines Schicksals und schlimm gearteter Menschen werden. Muthig, muthig voran, mein Sohn! Schöner, als wir es glauben, werden unsere Hoffnungen in Erfüllung gehen. Du kannst Vieles, Alles, wenn du nie bei der frischen Kraft den Muth, das Vertrauen auf dich und auf eine gütig im Weltall waltende Vorsehung verlierst. Der Herr mit dir!"

Glühend von seliger Freude, aber wortlos, faßte Wilhelm, von den Worten des Priesters begeistert, dessen Hand und drückte darauf einen Kuß der dankdurchdrungensten Liebe und Hochachtung. Er hatte noch Vieles auf dem hochbewegten Herzen, was er gern in Worten hätte offenbaren mögen; aber er fand ihn nicht den Ausdruck seiner begeisterten Empfindungen, die ihre Weihe über sein Wesen ergossen. Er nahm seine Bücher und Papiere, verneigte sich vor dem Meister und eilte, als würd' er von Flügeln getragen, durch den Pfarrgarten ins Freie vor die Stadt hinaus.

Vor dem Stadtthore schlug er, in tausend Gedanken bodenlos versunken, seinen Weg nach dem so genannten Falkenthurme ein, der, einsam und graubemoost vor Alter, auf der Nordseite der Stadt sich erhob. Sein guter Engel zog ihn dahin. Unfern diesem Thurme hielt er still im Schatten eines Weidenbaumes. Dort lagerte er sich in das schwellende Gras und fing, troz den summenden Schnackenschwärmen, die in der Abendsonne auf- und niedertanzten, wieder an zu übersetzen.

So saß er drei volle Glockenstunden da. Ohne daß er es gemerkt hätte, war die Sonne hinter das hohe Kirchdach und endlich unter den Gesichtskreis hinter die Abendgebirge gesunken. Auf staubumwölkten Heimwegen waren schon Hirten und Heerden, Schaaren von Schnittern und Mähern, der müssige Spaziergänger und der müde, wandernde Handwerksbursche in die Stadt hineingezogen. Die Nachtkühle war auf die Dämmerung gefolgt; blaue Nebelschleier schwammen über die still gewordenen, verlassenen Wiesen hinab an den Erlen des Baches. Aus dem Schilfe des Sumpfes an der Stadtmauer und aus Moorgründen seufzten wehklagend Unkentöne so, als sollt' in jener Nacht ein neuer, rothglühender Unglücksstern über dem Haus des fürstlichen Försters aufgehen. Wilhelm blickte endlich auf, als schon hier und dort ein Stern aus Osten hell heraufzog, und fand sich im ganzen Umkreis allein.

„So spät schon ist es? Die Nacht überfällt mich, und ich bin allein hier außen im Feld?" Er brach auf und ging dem alten Falkenthurme nah und näher; der Himmel wollt' es so. Was da geschehen sollte, ahnte er noch nicht; doch die Vorsehung wählte den schwachen Knaben

zum Werkzeug ihres Erbarmens mit Rudolf Schröter. Sein Todfeind, der verrufne Weidenbacher, saß im Falkenthurm gefangen mit Niklas Brander. Sie hatten einen Höllenplan geschmiedet, und jene Nacht sollte seine Ausführung begünstigen. An Wilhelms Seite ging ein Cherub. Was geschah?

Siebentes Kapitel.

Was am Falkenthurm erschienen und dort mit Wilhelm und Heinrich vorgegangen.

Ein starkes, immer stärkeres Pochen, schwere, heftige Schläge auf die durch ein dickes Eisengitter geschützte, Thüre, die am Fuße des Thurms in die Mauer ging, erregten und spannten Wilhelms Aufmerksamkeit. Furcht vor der Hand eines durch ihn verrathnen Bösewichts hielt ihn zurück, Neugier siegte und trieb ihn vorwärts. Er gedachte des Weidenbachers und hatte sich bald das Räthsel gelöst. Seine unverhoffte Annäherung verscheuchte einen erschrockenen Bauern, der sich so hastig aufmachte und so eilfertig davon floh, daß er eine Axt liegen ließ und den Hut vom Kopfe verlor.

„Was sollte hier vorgehen?“ sprach Wilhelm, und blickte bald am Thurme hinauf, bald auf die Axt im Gras. „Wollte jener fliehende Mensch diese Thüre einschlagen und den Gefangenen Freiheit schaffen? Es ist so; ich danke, Vater im Himmel, ich danke dir, der du meine Schritte noch früh genug hierher gelenket hast.“ Er betrachtete den Thurm genauer und fand seine Vermuthung nur zu wahr. Ohne sich im Mindesten zu

rühren stand er da und horchte mit an sich gehaltnem Athem. Bald darauf hörte er die vernehmlichen Worte aus dem Innern des Thurmes: „Toni, bist du endlich da? Leis drunten! leis! mache kein so starkes Gepolter. In einer Viertelstunde sind wir doch wieder in Freiheit; dann gute Nacht unserm Todfeind, dem verhaßten Förster!"

„Himmel! sie schwören meinem Vater Tod und Verderben," flüsterte Wilhelm; „das kann nur Weidenbachers Stimme gewesen sein." Es ward wieder still auf einen Augenblick. Leis zog er sich in gespanntester Erwartung der Dinge, die da geschehen sollten, gegen ein Weidengebüsch zurück. Einige Minuten später sank aus der mittlern Höhe des Gefängnißthurms ein schwerer Stein herunter. Aus der weiter gewordenen Oeffnung streckte Weidenbacher lauschend und spähend seinen Kopf heraus.

„Was ist das?" sprach er dann; „die ganze Umgegend, Brander, ist menschenleer; kein Verräther, so weit das Auge reicht; aber den Toni find' ich nirgends. Toni, wo bist du? Keine Antwort von Unten. Der Toni, Niklas, ist unbegreiflicher Weise fort. Was hat den gestört?" Nun kam auch Niklas Brander unter die Maueröffnung oben. Es war noch hell genug, um von Wilhelms Verstecke aus die Gesichter der Bösewichte unterscheiden zu können. „Franz, es rührt sich auch keine Maus umher. Aber wohin der Toni kam —? Siehst du seine Axt dort unten liegen? Das erweckt mir den Verdacht, daß unser Retter gestört worden ist." „Thut Nichts," versetzte Franz und rückte weiter mit seinem Körper heraus; „es wäre ja nicht zu hoch. Ein kecker Sprung von hieraus hinunter trägt uns schnell in Frei-

heit. Folge mir nach; wir werden den Hals nicht brechen." „Besser hier, als am lichten Galgen, Franz," antwortete Niklas, und maß die Tiefe mit den Augen; „verzweifelt hoch! aber unsre Freiheit und Rudolfs Tod ist der Preis. Franz, springe mir voraus, und," fuhr er fort, indem er noch einige Steine losbrach und hinunterwarf, „und kannst du glücklich wieder aufstehen, dann komm' ich dir nach. Höre, Franz: Zuchthaus oder Galgen! Wenn das nicht höllischen Muth gibt auszubrechen, dann laß dich, einen Strick um den Hals, an den Galgen knüpfen, oder füttere die Raben auf dem Rabenstein."

Tollvermessen kam nun der rachedürstende Weidenbacher zum Herabsprung unter die Oeffnung, rief zurück: „mir nach und davon!" und flog, zu Wilhelms Entsetzen, aus der Höhe wohl sieben Klafter tief ins Grab herab. Lautlos und ohne Bewegung blieb er eine Zeit lang unten vor der Thurmthüre liegen wie todt.

„Lebst du noch da unten, Franz, oder bist du gar todt?" rief Brander von Oben. Kein Laut, keine Antwort. Schauer durchrieselten ihn heiß und kalt. Nach einer Weile seufzte Franz zu ihm aus der Tiefe hinauf: „O mein Gott, mein Gott! — Es fehlte wenig, so sprang ich diesmal in meine Bahre." Jetzt erhob er sich und machte einen Versuch, mit der Axt die trotzende Thüre einzuschlagen. Die dicken Eisenstäbe des Gitters spotteten seiner Müh' und heißen Erbitterung. Zu seinem Schrecken vernahm er jetzt zwei Menschenstimmen ganz in der Nähe. „Zurück! zurück! wir sind verrathen," rief er zu Brander hinauf und warf sich in das hohe Gras. Zwei bekannte Menschengestalten kamen Wilhelm

in der Dämmerung immer näher; es waren Heinrich und Daniel, die Unzertrennlichen.

„Und warum nach einem armen Häschen zu Nacht im Feld herumstreichen, Herr Heinrich? Was schössen wir diese Nacht? Blutwenig oder gar Nichts, herzliebster Heinrich?“ Dieser ahnte wieder ein böses Vorhaben des Seelenverführers, ließ ihn stehen und ging entschlossen einige Schritte vorwärts. Daniel folgte und legte ihm seinen Arm über die Schulter. „Sie sind mir noch bös, süßer Herzensjunge;“ sprach er schmeichelnd und liebkosend. Heinrich wandt sich mit Abscheu von dem Verderber, der ihm wider Willen nachgestrichen. Daniel sah wohl ein, daß er seinem armen Schüler stärker zusetzen müsse, um ihn wieder ganz zu gewinnen und in sein Höllengarn zu ziehen.

„Wir waren,“ begann er wieder, und ließ dabei in seiner Tasche klingelndes Silbergeld durch seine Finger gleiten, um Rudolfs Aeltesten kirre zu machen, „wir waren gestern Abends im Wirthshaus zum Engel“ — „zum Bösen,“ fiel ihm Heinrich schmerzlich lächelnd ins Wort; „— im Wirthshaus zum goldnen Engel, Heinrich. Da war ich so glücklich, Ihnen — oder soll ich das brüderliche Du wieder brauchen? — dir zu zeigen, wie man die Karten bezeichnen und mischen, die Würfel mit Blei füllen und werfen muß, um fast in jedem Spiel zu gewinnen. Die reichen Kaufmannssöhne waren so dumm, daß sie meine feinen Kunstgriffe —“ „deine Betrügereien,“ unterbrach ihn Heinrich wieder; — „meine unschuldigen Kunstgriffe nicht von Weitem merkten. Ihre Börsen waren bald ausgeflogen. Sie meinten, ich müsse hexen können. Zwanzig blanke Thälerchen in der Tasche

verließ ich mit dir den Spieltisch. Du brauchtest fünf davon; fünf Thaler gab ich dir, Heinrich. Nun, mein Herzensjunge, komm, es ist Zeit; du kannst noch mehr haben. Aber steh nicht lange daher, und komm; mit uns ist heute das Glück. Wir finden köstlichen französischen Wein, den uns ein hübsches Kind kredenzt. Ich glaube, die Marianne — Heinrich, das Mädchen liebt. Und weißt du, wen die Marianne liebt? Auf und davon zu ihr, zu Wein und Spiel!"

Diese süßen Worte des Verführers drangen vergiftend in Heinrichs Herz, und seine guten, himmlischen Vorsätze, zu schwach, sich gegen so stürmischen Angriff zu behaupten, wichen aus seiner Seele. Das fühlte Wilhelms Bruder, warf einen Blick in sein Inneres, in das Gewühl aufs Neue erwachender Leidenschaften, und schauderte zusammen vor seiner unglückseligen Unmacht. „Gott im Himmel! Daniel, laß mich gehen. Ich will jagen da außen, wenn auch kein Wild, vielleicht doch meinen Frieden erjagen." Er riß sich muthig von Daniel los und ging wieder voran, der Versucher ihm nach.

„Hören Sie, Schröter, Sie sind mir fünf und zwanzig Thaler schuldig," begann er wieder. „Können Sie so Ihren alten, besten Freund in mir verkennen, der oft Tag' und Nächte sann, um Ihres Vaters Sohn dies oder jenes unschuldige Vergnügen zu machen: so klag' ich Sie als meinen Schuldner vor dem Herrn Förster an, damit auch er Sie von sich stoße, wie Ihre andächtige Frau Mutter. Wär' es Sünde für Sie, mir heute zu folgen, so lad' ich auch diese Sünde auf meine arme Seele. Was wollen Sie mehr? Mit mir! mit mir! Mein Lieber, so jung, wie Sie, muß man das Leben

genießen; im Alter ist es zu spät. Sie folgen mir nicht zum Engel, der Sie mit Unruhe erwartet? Von Herzen bedaure ich Sie. Gute Nacht! — und morgen, Herr Schröter, meine zwanzig Thaler oder das Gericht!"

Er jauchzte schon im Innern, denn er hatte gesiegt. Nun stellte er sich an, als wollt' er rasch umkehren und ohne Heinrich, der es Gott und seinem viel zu nachsichtigen Vater gelobt hatte, jeder Gelegenheit zum Sündigen schon von Ferne auszuweichen, um kein Elender, kein Verworfener zu werden wie sein unglücklich gewähltes Vorbild.

„Ach! warum mußt' ich dich wieder treffen?" seufzte er und wandt sein Gesicht der Stadt und dem Engel zu. „Warum kettest du mich wieder an deine Seele, du böser Geist meiner Jugend, um mich aufs Neue zu Trunk und Spiel zu verleiten? Ich war erst so stark, nun brichst du mir wieder alle Seelenkraft, wie der Sturm ein Rohr. Ich müßte mich ja vor mir selber schämen — und dann wär' ich für den Abend gar nicht vorgesehen." „Sie haben kein Geld bei sich?" versetzte Daniel lächelnd und beruhigend; „o dann macht es mir Vergnügen, Ihnen wieder damit auszuhelfen. Fodern Sie nur, meine Börse strotzt den Abend. Die reichen Bürgersöhne müssen es sich zur Ehre rechnen, mit uns an Einem Tische zu sitzen, und mit uns zu trinken und zu spielen. Wie? Sie wollten die klägliche Rolle eines Bußfertigen spielen? Man würde Sie auslachen, wie ich. Auf denn! Die im Engel warten." „Nun ja, mein blutsaugender Geier, damit ich Ruhe vor dir bekomme, geh' ich noch Ein Mal mit dir. Es sei das allerletzte Mal; dann aber will ich gewiß halten, was ich schwur:

meiner Mutter folgen und als ein gutes Glied der Menschheit leben und sterben. Du wirst sehen, ich rühre weder Karten noch Würfel an. Auch soll kein Tropfen französischen Weines über mein Herz kommen. Wir kehren um; zum Engel mit dir hinein!" Und wirklich zogen Beide dahin, wohin sie kein guter Engel begleitete.

Wilhelm hatte ihr ganzes Gespräch mit angehört, und eine Thräne seinem armen, schwachen Bruder geweint, ohne durch ein Zeichen seine Nähe zu verrathen; denn er hielt es nicht für rathsam, seine Gegenwart den Wildschützen durch einen Laut nur kund zu geben.

„Endlich sind die Störer fort," murmelte Franz, und reckte langsam und forschend den Kopf in die Höhe. Niklas erschien wieder oben in der Oeffnung. Schnell entschlossen und verwegen maß auch er die Höhe. „Jetzt oder nie!" dachte er, und nach einigen Sekunden stürzte auch er auf den Boden herunter. Auch er lag wie todt neben Franz, der ihn ermunterte, anstatt hier lange die Rolle eines Todten zu spielen, mit ihm das Werk der Rache zu beginnen und zu vollenden.

In seinem sichern, schützenden Verstecke hörte nun Wilhelm die schreckliche Berathschlagung der zwei Entsprungnen an, deren Hauptgedanke immer dahin zielte, dem Förster auf seinem Heimwege aufzulauern und ihn mörderlich anzufallen. Er müsse noch in dieser Nacht aus der Welt. „Aber, Franz, er hat Frau und Kinder," sprach in weicherem Tone Niklas, dessen Gewissensstimme lauter ward. Er meinte, Mord an Rudolf wäre für seine jammernde Familie ein entsetzlicher, unheilbarer Schlag, und ein Menschenmord laste auf dem Verbrecher wie ein Zentnergewicht im Grabe noch. „Frau und Kinder hat unser

Peiniger?" versetzte bitter lachend Franz; „habe ich, hast du nicht auch und noch mehre Kinder? Hat nicht auch Jeder von uns ein verzweifelndes Weib daheim? Und dennoch ließ er uns fangen, binden und in diesen schwarzen Hungerthurm hineinstoßen; und dennoch will er mich an das Strafgericht diese Tage ausliefern, und das volle Maaß des Elendes ausschütten über mein Haus; und dies Alles blos darum, weil ich mir die Freiheit nahm, ihm, oder vielmehr dem Schöpfer, einige Rehe wegzuschießen. Er muß sterben, oder morgen steht es schlimmer mit uns."

Nun rieth er dem Mitverschwornen, Pulver zu kaufen und sich bereit zu halten. Er selber wolle noch einige Kugeln vom Blei eines Kirchenfensters vor neun Uhr gießen, und den Niklas mit Kugeln versehen. Um neun Uhr werden sie ausgehen, um das Geschäft vor Mitternacht abzuthun. Wohlbewaffnet werden sie dann mit Rudolf auf dem Kreuzwege bei der hohlen Eiche zusammenstoßen, ehe der Mond aufgegangen. Sie brachen auf und gingen, ohne Wilhelm wahrzunehmen, hart an ihm vorüber. Tonis Axt nahm Weidenbacher zu seiner Selbstvertheidigung bei einem möglichen Anfall auf seine Person mit sich.

Erst dann, als sie ganz auf dem dunkelnden Pfade nach der Stadt verschwunden waren, schlüpfte Leonardis Schüler aus Schilf und Gebüschen hervor. Mit hochklopfendem Herzen — es war schon spät geworden — eilte er nun, von Besorgniß und Angst um seines Vaters Leben getrieben, unaufhaltsam dem Stadtthor zu. Ach, wie sehnlich wünschte er sich Flügel, um mit Windesschnelle das Vaterhaus zu erreichen! Oft sank er vor Müdigkeit zu Boden; der Gedanke: sein Vater schwebt mit jeder Sekunde in größerer Todesgefahr, erhob ihn, raffte ihn immer

wieder auf. Athemlos kam er ans Stadtthor, keuchend vor Erschöpfung eilte er durch die Straßen und Gassen der Stadt und fort und fort. Alle, denen er im Dunkeln begegnete, blieben verwundert und kopfschüttelnd stehen und fragten: „Ist das nicht Försters Wilhelm? Was muß dem Knaben sein?"

Bei den letzten Häusern führte ihn sein Weg vor Weidenbachers Wohnung, einem elenden Häuschen, vorüber, unter dessen Strohdach Armuth und Bosheit beisammen wohnten, so oft Franz nach Hause kam. Kein Licht brannt' in der Stube, aber in der Küche zuckte der rothe Wiederschein eines verborgnen, unwohlthätigen, von bösen Geistern angeblasnen Feuers. „Eben jetzt gießt er die Kugeln," dachte Wilhelm, und rannte wieder fort und fort. Kaum hundert Schritte weiter, kam er an einem beleuchteten Kramladen vorüber, aus welchem sich Weidenbachers älteste Tochter heraustummelte.

„He! Fränzchen, Fränzchen, das Geld für das Schießpulver!" rief dem eiligen Mädchen die Krämerin auf der Thürschwelle nach. „Ja so, Frau Nachbarin, das Geld," antwortete verlegen und beschämt das Mädchen. „Aber, Frau Lise, Ihr kennt uns ja." „Ja, man kennt euch," fiel ihr die Krämerin bitter lachend ins Wort; „man kennt ja Ihren eingesperrten Vater. Ist er vielleicht wieder losgekommen?" „Laßt dies, liebe Nachbarin, und seid getrost. Morgen in aller Frühe bring' ich Euch das Geld fürs Pulver herüber, eh' ich in die Kirche gehe. Gute Nacht!" Damit flog das Mädchen in der Finsterniß hart an Wilhelm vorüber und in Weidenbachers elendes Häuschen hinein. Jetzt ward es hell darin; sein Weib jammerte, Fränzchen tröstete, kleine Kinder wein=

ten laut um Brod — aber Franz saß in der Ecke der Küche und goß Kugeln zur bösen Jagd.

„Hm! hm! 's ist doch sonderbar,“ murmelte die Krämerin so, daß es Wilhelm noch hören konnte, „sonderbar! Ist er wieder frei, der Böse? Was gibt es denn wieder zu schießen? Mein schlimmer Nachbar führt nichts Gutes im Schilde. Vor diesem segne sich jede gute Christenseele!“ Kopfschüttelnd schloß sie die Ladenthür.

„O heiliger Gott!“ brach Wilhelm aus, „mit diesem Pulver will er mir dich, mein Vater, rauben? Fort! fort! Ihr Engel Gottes, bewacht, bedeckt mir den Vater; haltet ihn zurück, wenn ich es nicht mehr vermag; erhaltet sein Leben so lange nur, bis ich auf dem Kreuzwege bei der hohlen Eiche bin. Vater im Himmel, stärke mich, ich komme nicht mehr fort.“ Er verdoppelte seine Kräfte und hatte bald das nächste Ziel, das Vaterhaus, wieder vor sich. O wie froh begrüßte er den sich nähernden Lichtschein, der ihm durch ein Fenster entgegenschimmerte!

Schon wähnte er die Stimme Louisens zu hören, die ihr seelenvolles Spiel auf dem Klaviere mit Gesang zu begleiten liebte. Da kam er an die Brücke und fand diese zur Hälfte von bösen Gesellen abgedeckt. Einen kühnen Sprung über die breite Oeffnung hätte vielleicht Heinrich gewagt; Wilhelm wandt um und sprang neben dem wilden Bach auf den Wiesen hinauf, bis er an die Stelle kam, wo er am Seichtesten fließt. Dort setzte er über das Wasser, erstieg das Ufer und eilte nun aus seines Leibes Kräften heimwärts. Schon aus der Ferne rief er, so laut und mächtig er konnte, den Namen seines Vaters; aber Rudolf hörte nicht mehr den Ruf seines Kindes, das sein junges Leben geopfert hätte für ihn.

Achtes Kapitel.

Vater Rudolf in Todesgefahr und Wilhelm mit den Gesellen im Wald.

Vater Rudolf hatte es endlich einmal über sich vermocht, einen ganzen Tag das Haus zu hüten und in Mariens Nähe zu bleiben; allein der Tag, den er ihr zu Liebe verlebte, ohne einen Schuß zu thun, ward ihm zum peinlichsten seines Lebens. Er gestand dies zwar dem lieben Weibe nicht offen, aber sie bemerkte dennoch etwas ungewöhnlich Trauriges an ihm, das nach dem Abendtische zur glühendsten Sehnsucht nach seinem Elemente, nach Freiheit, ward. Die Zimmerwände schienen ihm immer enger zusammenzurücken, die Zimmerluft wollte ihn ersticken. Die schöne Sommernacht dünkte ihm tausendmal schöner draus unter Gottes weitausgespanntem, sternenbesäetem Himmelszelt.

Eben so unwohl, als ihm, war es Marien zu Muth. Sie war nämlich, der gestrigen Nachtwache wegen, am Abend ein Wenig eingeschlafen, und hatte einen bösen, warnenden Traum von ihm und ihren Kindern. „Träume, Marie," sprach Rudolf, „sind Schäume; sie für sichere Verkünder irgend eines unverhofften Glückes oder Mißgeschickes halten, ist ein unseliger Aberglaube, dem meine Frau nicht huldigen sollte. Theures Weib, deine Fantasie erhitzen noch zu sehr die Bilder jüngst verflossener Tage. Glaube nicht an einen aus Luft gebornen, wesenlosen Traum, sei ohne Sorge um mich. Du, meine Louise, gib mir mein Jagdzeug. Der Knabe ist noch immer nicht da, Mutter. Du mußt mit ihm etwas strenger

verfahren, und ihn seines langen Ausbleibens wegen heute scharf mit Worten strafen, wenn er heimkommt." Er wandt sich von Marien, die, ihren Kopf in die Hand gestützt, ihm mit trauerndem Auge folgte. Sie wagte es nicht, dem Unaufhaltsamen hindernd sich in den Weg zu stellen. Louise schloß ihn still in die Arme, dann sprach sie: „Gott mit Ihnen, mein Vater!"

„Bangt euch vielleicht," sprach er dann, die Klinke in der Hand, „vor dem Weidenbacher? Hab' ich den Menschen nicht bis auf ein Weiteres in den Falkenthurm sperren lassen? Ich bleibe zudem in eurer Nähe; die hohle Eiche — ihr kennt sie — ist nicht weit von hier." Das Hämmerchen der alten Wanduhr schlug halb neun. „Ja, Weib und Kind, es ist höchste Zeit. Gehabt euch wohl daheim in Gottes gnädigem Schutze. Gute Nacht sage ich euch nicht, denn vor nächster Mitternacht kann ich leicht schon zur Ruhe gegangen sein." „Ja, zur Ruhe gegangen sein," sprach ihm Marie bedeutsam nach. „Rudolf, nimm einen treuen, verlässigen Gesellen mit dir; nimm heut' einen mit dir, ich bitte dich." „Wozu dies," entgegnete er; „ich mag meine Leute zu Nacht nicht unnöthig mitschleppen. Auf Wiedersehen!" Bald darauf verhallten seine schnellen Tritte und Dianens helles Freudengebell in der Ferne draus, und leiser, immer leiser erstarb der Wiederhall im nächtigen Wald.

Nach des Vaters Abgange trat eine tiefe Stille ein. So liegt oft lautlos und drückend die Wetterschwüle über dem Gemüthe, bis das Gewitter ausbricht über die sturmbewegte Flur. Louise beruhigte sich und die Mutter mit dem Friedensgedanken: daß, wenn auch Himmel und Erde in Schlaf versunken scheinen, doch jenes große, mit Einem

Blicke Alles überschauende Vaterauge des ewigen Weltenhüters Wache hält. Schweigend nickte die Mutter, die Flachs spann, während Louise frische Bohnen und Erbsen entfadete, und dabei in die in hoher Pracht erglühenden Rosen und würzig duftenden Nelken schaute, die sie gewöhnlich in einem zierlichen Blumengefäße von Porzellan vor sich auf dem Tische stehen hatte. Ein seltsames Geräusch vor der Thür schreckte sie auf und spannte ihre Aufmerksamkeit. An der Wand im Dunkeln herstreichend suchte Jemand die Thür. „Wäre dies Wilhelm, so müßt' er die Klinke finden," flüsterte besorgt Louise, und rückte der Mutter näher.

„Nimm Licht und sieh nach," flüsterte Marie, und stellte das Spinnrad zur Seite. „Mutter, Mutter, es könnte ein Bösewicht sein," entgegnete das Mädchen mit leiser Stimme, und hielt dabei die Blicke fest auf die Thür geheftet. Sie rief: „Wilhelm, du?" Keine Antwort, nur ein seltsames Stöhnen ward hörbar. Sie eilte hin, um den Nachtriegel vorzuschieben.

In diesem Augenblicke fand der suchende Unbekannte die Klinke. Sprach- und athemlos, todesblaß und an allen Gliedern zitternd, stürzte Wilhelm ins Zimmer. Erschöpft und ermattet sank er vor der erschrocknen Mutter auf einen Stuhl nieder. Die hohe Angst erstickte im ersten Augenblicke jede Frage in Louisens Mund.

„Mein Vater! mein Vater! Allmächtiger Gott! mein armer Vater!" brach Wilhelm, im Innersten erschüttert, aus. „Was ist ihm geschehen?" fragten erbleichend Marie und Louise zugleich. „Hilfe! Hilfe dem Vater!" erwiederte er; „zu Hilfe! schnell! die Wildschützen — Weidenbacher — Sie wollen ihn — Mut-

ter, nein, sie werden, sie können das nicht, denn es lebt ein Gott. Sie werden ihn nicht — er schwebt in Todesgefahr. Jede Minute Zögerung ist Tod für ihn. Wo sind Eberhard, Hugo, Hermann? Die Jägerburschen! Ruft sie alle zusammen, reißt sie vom Trinktische, aus den Armen des Schlafes; gebt sie mir mit. O Gott des Himmels! mein Vater!"

Er sprang auf, so müd' er war, lief hin und wieder und rief den Gesellen. Seine entsetzensvolle Botschaft senkte ein Zentnergewicht der Bestättigung auf Mariens Ahnung. Bestürzt und in Verwirrung schaute sie ihn einige Sekunden lange an, und nickte dann, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, ich habe dennoch Recht?" Rudolfs Jägerburschen waren zum Theil schon zur Ruhe gegangen, um früh wieder aufzustehen; zum Theil saßen sie, wie Daniel und Heinrich, in der Stadt bei Wein und Spiel. Nur Eberhard eilte, schnell in die Kleider geworfen, auf Wilhelms dringenden Ruf die Treppe sogleich herab.

Von dem Mordplane der Gottlosen unterrichtet, sprach er: „Keine Sorge, liebe Frau Försterin! Ich allein bin Mann für ihrer drei. Vertrauen Sie mir die Rettung des Herrn Försters. Hier ist kein Aufschub mehr." Wilhelm eilte ihm voraus. „Der junge Herr bleibe zu Haus." „Kann ich zu Haus bleiben?" versetzte Wilhelm, und riß sich den Eberhard nach. Marie stellte dem Gesellen vor, es wäre doch nicht gerathen, allein mit dem schwachen Knaben zu Hilfe zu eilen. Eberhard versprach ihr nach Wunsch zu willfahren. Mit Blitzesschnelle holte er aus den Betten noch drei Gesellen. Diese standen bald um ihn und Mariens Lieb-

ling, dessen Heil sie ihnen wie das seines Vaters auf die Seele band. Mit ihren besten Gewehren versehen, umgeben von den rüstigsten und verlässigsten Jagdhunden, zogen sie, als eben die Glocke drei Viertel auf neun schlug, zu Vater Rudolfs Rettung aus. Kamen sie aber auch noch früh genug zu ihm?

Mit verdoppelten Schritten ging es Pfad aus Pfad ein, oft, um den Weg zu kürzen und einige Minuten zu gewinnen, mitten durch Gesträuch und Dornhecken. Aus seiner Nachtruhe gestört, flatterte da manches Vöglein vor und neben ihnen auf. Bald hatten sie ihr nächstes Ziel, die hohle Eiche, erreicht. In der Nähe derselben machten sie hinter einem verbergenden Schleedorngesträuche Halt. „Hier, Brüder, wollen wir uns lagern," sprach Eberhard, und setzte sich auf den Boden. „Erscheinen nun die verschwornen Schurken wirklich," fuhr er dann fort, und lud dabei seine Flinte, „so werden wir ihnen, bei meiner Treue! das höllische Handwerk so vortrefflich legen, daß Keiner von ihnen einen Schuß mehr thue sein Leben lang." Alle folgten Eberhards Beispiel und setzten sich dicht zusammen hinter dem Strauche nieder. Ihre Herzen schlugen mit jeder Minute lauter und höher.

„Nun still," lispelte Hugo, „haltet euch ruhig. Sie müssen jeden Augenblick kommen, wenn Schurken einander Wort halten." Den Wilhelm in ihrer Mitte, beobachteten nun Alle eine Stille, daß sie, wie Hugo meinte, das Gras wachsen hörten.

Die böse Stunde, neun Uhr, hatte geschlagen. Alle saßen so laut- und regungslos da, daß sie kaum Athem zu holen wagten; denn auch an ihnen streifte die To-

desgefahr ihre schwarzen Flügel vorüber. Es währte nicht lange, so vernahmen sie plötzlich ein dumpfes Geräusch. Fragend sahen sie einander an, schweigend reckten sie, Einer nach dem Andern, die Köpfe in die Höhe. Eberhard bog einen Zweig zurück und spähte umher. „Sie sind es, sind es!“ flüsterte er, und auch Hugo richtete sich nun so behutsam, als möglich, in die Höhe, und hielt die eine Hand auf Wilhelm, damit er sich ja nicht rühre oder vorlaut werde; aber man sah keine Spur von einem Menschen. „Es war vielleicht ein schwerer Tannenzapfen, den der Nachtwind abschüttelte,“ meinte Eberhard, und zog leis die zwei andern Gesellen in ihre vorige Lage zurück. Der Mond, seinem Aufgange nahe, warf seinen Schimmer am Osthimmel empor. Es wurde heller in den Höhen des Waldes, am Boden fast zu hell. Nicht lange, so erregte ein neues Geräusch ihre hochgespannte Aufmerksamkeit. Jetzt vernahmen sie deutlich, die flache Hand ans Ohr gehalten, ein wisperndes Zwiegespräch, das, je näher es kam, immer verständlicher wurde. Eberhard schaute wieder auf wie vorher.

„Jetzt endlich sind sie im Reviere. Ja, das ist kein Anderer als der Franz Weidenbacher, neben ihm Niklas Brander. Haltet euch stiller.“ Mit diesen Worten spannte Eberhard den Hahn, der leis knackte. Hugo und Hermann thaten dasselbe. Wilhelm hielt knieend seines Vaters Hirschfänger in der Hand.

Zwei behutsam um sich blickende Mannsgestalten wurden jetzt sichtbar. Das Paar der Verschwornen näherte sich der wetterzerschlagnen und sturmzerrissnen hohlen Eiche. „Pst! pst!“ lispelte Franz, der, seine scharf geladene Flinte in der Hand, voranging; „hierher, Niklas! hier-

her!" „Pst! pst! Franz!" versetzte dieser, „dort bei dir ist es mir viel zu hell. Hierher aus dem Mondschein! hinter diesen Eichstamm zu mir!" Mit langen, weitausgeholten Diebesschritten maß nun Franz den Platz bis hin zu Niklas, dann setzten sich Beide hinter dem Eichstamm auf einen vom Sturme abgerissnen Ast. Ihre grauschimmernde Bauernkleidung bedeckten sie mit dunkelgrünem Laubwerk. Nun hielten sie wieder eine leise Zwiesprache. Ihre Mordgewehre lagen schußbereit in ihren Händen. Durchaus wollte Franz die schwere, schwarze Schuld eines Menschenmordes auf seine Seele wälzen; Niklas aber, der gutmüthige Verblendete, hatte nur mit Hasenschroten, statt wie Franz, mit einer Kugel geladen.

Wilhelms Besorgniß wuchs mit jedem Pulsschlage. „O Himmel!" sprach er, „wenn wir nur um eine Sekunde zu spät diese Verworfnen an der Ausführung ihres fürchterlichen Vorhabens verhindern, so ist es um meines theuern Vaters Dasein geschehen." „Meint der junge Herr vielleicht," versetzte Hugo, „wir sollen einen blinden Schuß fallen lassen, und sie so zerstreuen wie Spreu im Wirbelwind?" „Nicht doch," verbesserte Eberhard; „so entgingen sie uns und dem Arm der Gerechtigkeit." „Aber," versetzte Wilhelm, „sollen wir denn meinen guten, ahnungslosen Vater unter die zielenden, todgefüllten Feuerröhre dieser Nichtswürdigen im Dunkeln laufen lassen? Was thun? Wir schießen." „Nun denn," gebot Eberhard, „so legt auf die elenden Bauern an. Wir müssen sie für immer ungefährlich machen. Besser, sie fallen sterbend in Gottes Hand, als der Herr Förster."

Schon starrten zwei, drei Flintenläufe unglückträchtig

aus dem Gebüsche gegen das Wildräuberpaar hervor; schon suchte, schon fühlte der Finger den Drücker: da stand urplötzlich auf einige Schritte, wie aus dem Erdboden aufgestiegen, Vater Rudolf vor dem seltsamen, ihn nicht wenig befremdenden Waldlager der Seinigen. Wilhelm warf sich ihm stumm bewegt an die Brust, und legte seine Hand auf des Vaters Mund, und blickte, noch immer in Furcht um ihn, seitwärts. Rudolf verstand seines Kindes heftige innere Bewegung nicht; denn sahen ihn die Feinde, so konnt' er noch fallen im Arm des Sohnes.

Neuntes Kapitel.

Wilhelms Heimzug mit dem Vater, Heinrichs Unglück im goldnen Engel.

Vater Rudolf war, anstatt von Osten herauf, wie die Mordverschwornen rechneten, heute von Süden dahergekommen. „Aber sagt mir doch, meine Leute," sprach er, noch immer das Räthsel nicht lösend, „sagt mir doch, was dies Alles soll? Ihr lagert ja hier wie eine Zigeunerfamilie. Spuckt es vielleicht irgendwo wieder? in der Nähe? Ist mir der —" „O still, still, mein Vater!" bat Wilhelm, gab ein Zeichen, sich gebückt zu halten, und deutete hinüber auf die lauernden Bösewichte, die, kaum dreißig Schritte entfernt, noch immer auf ihrem Aste saßen. „Schon gut, mein Sohn," war Alles, was Rudolf sprach. Seine Diana, die verständige, treue Diana, die alsobald den Sohn des Hauses und die Waidgesellen erkannte, verhielt auf Wilhelms

Wink das Bellen. Nun eröffnete dieser dem nicht wenig betroffenen Vater den ganzen verworfnen Höllenplan der entsprungnen Verbrecher. „O ruhig, mein mehr als je geliebter Sohn! Diese entkamen uns zum letzten Mal."

Mißmuthig und ungeduldig murmelte nun Franz: „Da passen wir Stunden lang' auf, und das edle Wild, das wir zu erlegen ausgegangen sind, jagt sein Unglück am End' uns doch nicht herbei." Niklas wäre beinahe eingeschlummert; Franz versetzte ihm einen ziemlich unsanften Stoß in die Seite. „Ist er jetzt da, der Förster?" fragte Niklas, rieb sich schlaftrunken die Augen und lallte: „Franz, keine Mordthat an ihm! Eine Mordgeschichte kommt immer ans helle Tagslicht, vergrüben wir sie auch thurmtief in den Erdball. Nein, Franz, wir wollen den Förster nicht um's Leben bringen." „Feige Memme, der Mann muß sterben," versetzte Weidenbacher und erhob seine Flinte. Ein Rascheln im Laub am Boden machte diesen aufmerksam. Er stand auf und bog den Kopf nach der Richtung hin, wo Rudolf eben seinen Leuten voran und auf die Räuber zuging.

„Horch! was ist das? Was kommt uns da näher, Niklas? Ich glaube, er ist da," verlautete Franz und legte die Flinte an.

„Er ist da, ihr Elenden!" riefen nun wie aus Einer Kehle Vater, Sohn und Gesellen, und stürzten auf die schrecklich Ueberraschten zu. Ein Schuß Franzens verfehlte sein Ziel; Niklas warf seine Flinte zur Seite, empfahl seine Seele Gott und wollte fliehen. Der Förster jedoch und seine Leute hatten die Zusammengedonnerten, in den Tod Erschrocknen überfallen, noch ehe diese Zeit

hatten, ihr Heil auf der Flucht zu finden. Mit seiner Gehorsam gebietenden Stimme gebot ihnen Rudolf, sich ohne Sträuben zu ergeben. Niklas ergab sich sogleich in sein Schicksal, aber murrend widersetzte sich und tobte der ergrimmte Franz. Eberhard und Hugo mußten ihm mit verdoppelten Leibeskräften das Gewehr, das er hoch in der Luft zum kräftigen Schlage schwang, aus den nervigten Händen winden. Auf diese Art entwaffnet, gab er sich den betrüglichen Anschein, als woll' er sich in Geduld und Ergebung, wie sein kleinmüthig verzagter Mitgefangner, seinem schlimmen Verhängnisse fügen; aber eh' es sich der früher schon gewarnte Rudolf versehen, sprang der tückische Heuchler mit geballten Fäusten gegen ihn. Er hätt' ihn vielleicht tödlich auf das unbeschützte Haupt getroffen, wär' nicht Eberhard zwischen Beide gerannt.

„Halt ein, Unseliger!" sprach dieser; „hier sei dein letzter Mordversuch gescheitert." Nun faßte der treue Gehilfe die Arme des Wuthentbrannten so fest, daß Rudolf diesem ohne Mühe die eisernen Handschellen anlegen konnte. Franz sah mit zornflammendem Blicke bald dies verhaßte Armband, bald Wilhelms Vater an, der ihm gebot, auf drei Schritte vor ihm einherzugehen, und ihm die Warnung gab, ja nicht den geringsten Versuch zum Entkommen zu wagen, oder Blei und Pulver würden ihn hier blinden, unbedingten Gehorsam lehren. Böse, schreckliche Worte gegen den Boden murmelnd, bewegte sich Franz nun eingeschüchtert und unter scheelen, nach rechts und links geworfnen Blicken voran.

„Ach! was kann uns das Sträuben und Toben helfen, Franz?" klagte Niklas wehmüthig, und zerdrückte, seines armen Weibes, seiner wimmernden Kleinen geden-

kend, eine heiße Thräne der Reue mit den Wimpern. „Es wird nun doch mit uns," fuhr er fort „zu Ende gehen. Das Maaß unsrer Frevel läuft über. Gott und gute Menschen seien unsern armen, unschuldigen Weibern und Kindern gnädig und barmherzig." „Unter manchem blutigen Seufzer klagte er sich selber an, und verwünschte seine unglückselige Genossenschaft mit dem gewissenlosen Verführer und Verderber Franz. „Seht ihr nun?" sprach Rudolf; „wer sich tollkühn, wie ihr, in die Gefahr begibt, der kommt darin um. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ihr glücklicher lebtet, als ihr noch hinter dem Pfluge herginget, und noch nicht das wüste Räuberleben gekostet habt. Ihr seid verloren. Lauft schneller vorwärts, damit wir in die Stadt hineinkommen, ehe wir die Knechte und Diener des Gerichtes aus dem ersten Schlafe wecken müssen."

Vor Franzens Seele schwebten alle Schreckensbilder des Blutgerichtes und der Richtstätte. Mehrmal bat er um Schonung, Gnade und Barmherzigkeit. Alles Bitten und Flehen war umsonst. „Ein solcher Krebsschaden," versetzte Rudolf mitleidlos, „muß, wenn auch Blut und Thränen darnach fließen, aus dem Körper der menschlichen Gesellschaft zum Wohl der Menschheit herausgeschnitten werden, wäre das ausmerzende Messer auch das Schwert des Scharfrichters. Du hast dein Leben verwirkt; nun rechne ab mit deinem schwarzen Gewissen und mit dem Himmel." Am Försterhaus vorüber zogen sie in die Stadt hinein. Louise stand am Fenster, sah den Vater und rief aus: „er ist gerettet!"

Während so Wilhelm seinen Vater aus den Mörderhänden zweier Rachesüchtigen rettete, saß Heinrich,

der abermals Verführte, zwischen Spielern, Trunkenbolden und Verschwendern im Engel. Während Wilhelms kindliche Liebe im verklärendsten Licht erschien, hörte Heinrich die Flüche und Verwünschungen roher Seelen, das Hohngelächter Daniels, wenn von Tugend und Menschenwürde die Rede war. Und sein armes Opfer sollte noch immer tiefer sinken. Daniel ruhte nicht zu verderben, denn es war noch lange nicht Alles Schatten an Heinrich.

Ein Gast nach dem andern verschwand, mehr oder weniger betäubt, aus dem Gastzimmer; denn der Zeiger rückte schon gegen die Mitternachtsstunde. Nur an Einem Tische noch im Hintergrunde war, bunt abwechselnd, bald Gelächter, bald Ausbruch des Mißmuthes oder des Zornes über des Glückes Laune. Jetzt hörte man einen Seufzer, der die tiefe Stille durchbrach, jetzt erscholl wieder ein unmäßiger Jubelschrei. Bald flogen die Würfel, bald klingendes Geld auf der Tischplatte herum.

Dort saß der jung verlorne, arme Heinrich Schröter, dem teuflischen Versucher Daniel Schlott gegenüber, und warf die Würfel mit diesem Menschen und mit zwei jungen, sauber gekleideten Bürgersöhnen, in deren bitter verzogenen Mienen man deutlich lesen konnte, daß ihnen diesen Abend kein Glücksstern aufgegangen war.

Daniel war, wie sonst gewöhnlich, auch diesen Abend auffallend glücklich im Spiel. Er hatte einen hübschen Stoß blanker Kaiserthaler vor sich sitzen. Wie sehr die Umsitzenden die Laune des falschen Glückes verwünschen mochten, oder mit Gewalt seine Gunst zu erzwingen suchten: Daniel gewann immer und immer das sitzende Geld. Sein Stoß Kaiserthaler wuchs höher und höher

an. Er wußte mit einem Anschein von Unschuld und mit einer Gewandtheit falsch zu spielen, daß auch der scharfsichtigste Beobachter Nichts von einem Betruge ahnte. Das aufgeschichtete gewonnene Geld des Daniel flimmerte verblendend vor Heinrichs Blicken, dessen leidenschaftliche Spielsucht in dem Grade gereizt wurde, als er an seinen höllischen Meister Geld und Geduld verlor.

„Nein, nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu," rief er heißerbittert aus, als sein letztes Silberstück auf den Geldstoß Daniels flog; „du betriegst auch mich." Ein Blick des Jägerburschen durchbohrte seine Seele; aber er konnte seinen aufschwellenden Unmuth über den Abscheueswürdigen nicht länger unterdrücken. „Nein, Betrieger, mit dir kann kein guter Geist, mit dir muß der Böse selbst im Spiele sein und dir die Karten mischen und die Würfel werfen. Du hast mich für heute zum Bettler gemacht; all mein Geld, das geliehne selbst, hast du nun; und mehr noch, als dies kalte, todte Metall, auch meine arme Seele hast du an dich gerissen." Daniel blickte ihn über die Schulter an, und ein höhnisches Lächeln verzerrte sein ohnehin schon höhnisches Gesicht. „O Mensch, o giftdurchdrungne Schlange in Menschengestalt! Daniel, wie verabscheue ich dich! Ein Straßenräuber, ein Kirchendieb stehen noch schneeweiß neben dir. Dich kann kein Priester von deinen Sünden lossprechen, dir kann Gott nicht vergeben." Das heiße Blut des Jägerburschen war in kochender Wallung.

Heinrichs empörtes Herz war zu voll; er mußte es ausschütten, wenn es nicht bersten sollte. Aber dazu war hier weder Ort noch Zeit am Besten gewählt. Es drang in ihm zu heftig herauf; seine lang' und tro-

pfenweis gemehrte Erbitterung suchte Luft und Freiheit. Drohend erhob Daniel gegen ihn die Hand, in der eine kurze, schneidende Waffe blitzte; Heinrich achtete dessen aber nicht. „Du nichtswürdiger, schmachbedeckter Geselle, du wärst geschaffen, mich noch an den lichten Galgen zu bringen, der, so wahr es einen Gott und eine strafende Gerechtigkeit in der Welt gibt, schon auf dich wartet.“ Die mit Heinrich betrognen Bürgersöhne, die sich jetzt erst das erstaunliche Spielerglück des Jägerburschen erklären konnten, stimmten dem Förstersohn mit Wort und Miene bei.

„Ich an den Galgen?“ brach Daniel zitternd und bebend vor Ingrimm aus. „Ihres Vaters bester Schütze, ich an den Galgen? Ha! diese öffentliche Beschimpfung, toller Junge, soll ich ungezüchtigt lassen? Mein Messer! mein Messer!“ Seine Hände zuckten dabei krampfhaft; mit der Rechten fuhr er in seine Westentasche, zog ein Messer heraus und zuckte es in blinder Wuth gegen Heinrich, der dem Stoß mit einem Seitensprunge auswich.

Ein Mensch ohne Religion kann alles Schändliche, das Verworfenste selbst, ohne Rücksicht thun, wenn ihn nicht gleich der Scharfrichter beim Haare faßt und an seine Sterblichkeit erinnert. „Nicht so, Herr Schlott! Sei Er ein Wenig christlicher,“ gebot dem Gereizten einer von den ausgeraubten Bürgersöhnen, und Daniel schob nun mit anscheinender Kälte und Ruhe das gewonnene Geld in die Tasche und that, als woll' er sich auf den Weg nach Hause machen. Noch ein Blick auf Heinrich verfehlte seine giftige Wirkung nicht.

Seine grünseidne Börse lag wie eine entseelte Hülle

vor ihm auf dem Tische. „Du scheidest noch nicht, du darfst mich noch nicht verlassen. Ich bin ein Bettler, Daniel; bleibe noch ein Wenig, einige Minuten nur. Ich muß, ich muß das Meinige wieder haben. O nur Ein Spiel, ein einziges Spiel nur noch!“ fuhr er bittend fort, und hielt Jenen mit Gewalt zurück, um noch unglücklicher zu werden. „Das Unglück kann mich nicht ewig verfolgen. Max“ — so hieß der Bürgersohn, den er nun mit Bitten beschwur, ihm zu helfen — „guter Max, mit dem ich in die Schule ging, reiche mir die Hand noch ein Mal, gib mir um Gottes willen noch fünf Thaler, oder ich muß, o Gott! diese Uhr meines Vaters ins Spiel setzen, meines Vaters Uhr. Ich beschwöre dich, liebster Max, gib mir fünf Thaler, damit ich meines Vaters Uhr nicht verliere!“

Der weichherzige Bürgerssohn zählte dem stürmisch Bittenden das Verlangte blank vor. Mit verschlingenden Blicken sah Daniel das Geld und triumphirte schon im Innern. Er setzte sich, wie er sagte, blos Heinrich zu Liebe, wieder zu Tisch, und das unselige Würfelspiel begann aufs Neue. Der immer vom Glück verlaßne Förstersohn hatte nach einigen Minuten mit Schmerzen auch Maxens fünf Thaler verspielt. Die Reihe kam nun an das Heiligthum der Uhr des Vaters. In Verzweiflung setzte Heinrich auch die Uhr. Daniels falscher Würfel fällt — auch sie ist verloren. Kaltblütig steckte sie dieser ein und stand auf. Heinrich rang die Hände in stummer Zermalmung. „Setze nun deine arme Seele ins Spiel und verliere auch diese an mich.“ „Ach! du hast sie ja,“ antwortete der Ausgeraubte dem Hohnlachenden, der seine Würfel in die Tasche fallen ließ, und

dem Unglückssohne, statt Mitleid, seine Verachtung zu deutlich zu erkennen gab.

Dieser ehrlose Triumph des Verderbers erbitterte Heinrich so sehr, daß er sich im auflodernden Unmuthe seines Herzens kaum enthalten konnte, noch im Gastzimmer dem unedeln Triebe der Rachesucht zu folgen, und so der rohen Sitte jener Klasse von Menschen nachzuahmen, die nie einen Ort des Vergnügens verlassen können, ohne ihn zuvor durch Zank und Händel zum Tummelplatz der Leidenschaften eingeweiht zu haben.

Hier stand er nun, der abtrünnige Sohn der Tugend, mit der ins Herz hinein vergifteten Blüte seiner Jugendjahre; so jung schon mit sich selbst zerfallen, seines Selbstvertrauens beraubt, seiner entmuthigenden Schwachheit sich bewußt; verzweifelnd im Innern, verlassen von seinem guten Engel; dem Mutterherzen entfremdet, vor dem Vater in banger Furcht; von Menschen bedauert, verachtet, vielleicht bald ein Gegenstand ihres Abscheues. Wie anders Wilhelm in Allem! Können so verschieden zwei Früchte Eines Stammes seyn? Wer sah noch nicht den einen Apfel zur üppigsten Fülle reifen, während der andere, auf demselben Zweige geboren, vom Wurme zernagt, auf den Weg fiel, um zertreten zu werden, statt zu erquicken? So hing die unerquickliche Frucht der Wahl des schlimmen Beispiels, mit Staub wie ein Sodomsapfel, oder mit schwarzem Gifte gefüllt, hier vom Baume. Welche Aernte hatte Heinrich zu hoffen auf eine so schlimme Aussaat? Er säete sich Dornen und Disteln aus; Wilhelms Rosen im Sommer seines Lebens konnte er nicht ärnten. Genau auf gerechter Wagschale abgewogen, wird Alles wiedervergol-

ten, und Tugend und Laster bauen sich selber ihren Himmel, ihre Hölle.

Es schlug halb zwölf, die späten Gäste brachen auf. Ein seltsames Gemurmel, ein Tosen und Zusammenlaufen auf den Straßen wandt ihre Aufmerksamkeit gegen das offne Fenster.

„Was gibt es denn so spät noch draus?“ fragte Heinrich den Daniel, der eben hinaussah und diesem Platz am Fenster machte. „Irr' ich nicht,“ gab dieser zur Antwort, „so kommt eben der Herr Förster mit zwei Gefangnen die Straße herauf gegen das Gerichtshaus. Seht doch! ist das nicht der übelberüchtigte Weidenbacher wieder?“ Er hatte dies nicht sobald gesprochen, als schon Alle hinaus auf die Straße eilten, wo sie sich in die aufgeregte, mitziehende Volksmenge verloren.

Heinrich, der arme Heinrich, blieb in der Ferne, vor Reue und ungesehen weinend, allein zurück. Er lehnte sich an der dunkelsten Stelle an den Eckpfeiler eines Hauses. Es war des Küsters Haus, aus dessen zweitem Stocke Gretchen heraussah, ohne den Unglücklichen unter ihr, den sie schon lang' im Stillen liebte, wahrzunehmen. In seinem näher kommenden Vater glaubte er die ernste, zürnende Gestalt eines unerbittlich strengen Richters zu erblicken. Er wagte es nicht, jetzt unter die Augen des schwer beleidigten Vaters zu treten, und ließ seinen zu spät fließenden Thränen freien Lauf.

Viele Hunderte von neugierigen Zuschauern, jung und alt, hatten sich, so spät es war, mit Windesschnelle auf dem großen, freien Platz vor dem Gerichtshaus versammelt. Im Scheine der durcheinander wimmelnder Laternen und der aus Fenstern und Thoren herausgehaltnen Lichter bewegte sich das lebhafte Nachtschau-

spiel dahin gegen den Gefangnenthurm. Auf dem Wege dahin begegnete ihnen schon der von Eberhard in Kenntniß gesetzte Gerichtsdiener Siebel mit seinen Knechten, die auf sein Geheiß den Verbrechern sogleich eine schwere Kettenlast an Hände und Füße legten. Auch des Weidenbachers Weib und älteste Tochter Fränzchen erschienen. Das Weib hatte ein kleines, wimmerndes Geschöpf auf dem Arm, Fränzchen ein weinendes, in Lumpen gehülltes Brüderchen an der Hand. Ihnen nach, um die Jammerscene zu vollenden, folgte Niklas Branders Eheweib und alte Mutter, diese auf einer Krücke.

Herzbrechend war es, das einstimmige Lamento der Unschuldigen anzuhören. Mit Bitten, Thränen und Hände ringendem Flehen beschwuren sie Rudolf, Gnade, Barmherzigkeit an ihren gebundnen Männern zu üben um der Schuldlosen willen; es half Nichts. Sie fielen vor ihm auf die Kniee nieder, und benetzten die kalten Pflastersteine mit heiß und blutig tropfenden Schmerzensthränen; umsonst. Rudolf blieb sich selber gleich wie ein Fels, an den die schwache Woge, immer wiederkehrend, vergeblich anschlägt. „Ich bedaure und beklage euer Schicksal, ihr Weiber und Kinder dieser verirrten Opfer der Gerechtigkeit," so sprach er, sein beleuchtetes Gesicht gegen Heinrich gewendet, ohne ihn zu sehen; „aber es hieße der Bosheit, dem Laster Vorschub leisten, wollt' ich hier Gnade für Recht an Richtersstatt ergehen lassen. Das Unkraut muß, und wär' es der eigne Sohn, aus dem Boden gerissen und ins Feuer geworfen werden, damit es nicht die guten Pflanzen ersticke und verderbe. Wär' ich Landesfürst, ihr müßtet mir, statt auf zehn Jahre ins Zuchthaus, dahin, wo euch die hungernden

Raben ein Schlaflied krächzen. Gerichtsdiener, sperr' Er sie ein und ja nicht zusammen in Ein Gemach, damit sie nie wieder ungerufen an die freie Luft kommen. Für das Weitere wird der Criminalrichter Sorge tragen. Das Meine hab' ich redlich gethan. Damit Gott befohlen! Mein Sohn Wilhelm, komm."

Der Gerichtsdiener that, was befohlen. Mit seinem Wilhelm und seinen Gesellen zog nun Vater Rudolf durch die weichende Volksmenge nach Haus zu Frau und Tochter. O wie himmlischschön war die Freude, die dort waltete! Wie zärtlich, wie liebevoll nannte Rudolf den so lange von ihm verkannten Wilhelm seinen Lebensretter, seinen Engel!

Heinrich und Daniel folgten, Beide getrennt und Beide mit einem zankenden Gewissen voller Vorwürfe, aus weiter Ferne nach. O hätte sich diese Scheidewand des Hasses zwischen ihnen ewig erhoben! Schwer und immer schwerer ward dem Heinrich das schuldbewußte, furchterfüllte Herz, je näher er dem Vaterhaus kam. Schlott war ihm bis an das Hofthor lautlos vorangegangen; mit seinem bösen Bewußtseyn, Rudolfs ehrlos erworbene Uhr in der Tasche, trat er hinein, auf Alles, auf das Schlimmste gefaßt; er hatte ja Rudolfs Uhr, und die Wahrheit besaß an ihm ihren Freund und Vertheidiger nicht. Der arme Heinrich, der im Uebermaaße seines Reueschmerzes sich klaftertief unter die Erde wünschte, setzte sich auf eine Bank vor dem Haus, dachte seiner Sünden, seiner Verirrung und weinte bitterlich. Er wagte es einmal, durch das Fenster ins Zimmer hineinzuschauen; ach! da hingen sie alle nur an Wilhelm mit ihren Liebkosungen, und keine Seele fragte mehr nach

Heinrich. Sie hatten ihn aufgegeben wie er sich selbst. Er drückte das glühende Gesicht in die Hände, als wollte er sich vor sich selbst verbergen; dann wünschte er sich wieder tausend Meilen weit über das Meer von hier; denn er hatte, das fühlte er zu lebhaft, seinen Himmel auf Erden verscherzt; Vater und Mutter konnten ihn nicht mehr lieben, nicht mehr Sohn, Bruder und Schwester ihn nicht mehr Bruder nennen. „O Gott! mein Gott! was soll endlich aus mir werden?" brach er dann aus und rang die Hände. Die Seinen glaubten, er müsse schon längst zur Ruhe gegangen sein; denn als der Vater, durch die leisen Jammertöne des Sohnes aufmerksam gemacht, durch das Fenster heraussah, sprach er: „Sieh, da außen, Marie, sitzt ein kranker Bettler. Der Arme hat weder Speise noch Obdach. Wir wollen ihn nicht verhungern lassen, denn er ist auch ein Mensch. Louise, reich' ihm ein Stückchen Brod hinaus."

Heinrichs hochbewegte Brust wollte vor Schmerz zerspringen, wie er das hörte. Langsam und voll Scham und Scheue vor den Seinigen ging er erst langsam um die Wohnung, dann trat er endlich, etwas entschlossener und mit hochklopfendem Herzen, wie in ein fremdes Haus und unter landfremde Menschen hinein, um vor dem Richterstuhle des Vaters den Stab über sein vergangnes Leben gebrochen zu sehen.

Zehntes Kapitel.

Wie über Heinrich Gericht gehalten wurde, und was sein Lohn war.

Heinrich öffnete langsam und mit zitternder Hand die Zimmerthür. Ihm begegnete weder Vater noch Mutter, weder Wilhelm noch Louise mit einem freundlichen Blicke; nur Rudolf überflog ihn flüchtig mit dem Auge, indem er sprach: „Dies also ist der Bettler?“ O wie mußte dies den jungen Sünder in der Seele schmerzen! Nur Daniel faßte ihn scharf ins Auge, Daniel, der dem Gedanken Raum gab, jetzt sei der Augenblick gekommen, an Heinrich für jene Beschimpfung im Engel sich vollauf zu rächen. Dies sah er wohl ein, daß, wenigstens auf lange, jedes Band der Freundschaft zwischen ihm und seinem unglücklichen Schüler zerschnitten sei. Was durch seine schwarze Verrätherei aus Heinrich würde, das kümmerte ihn weniger jetzt, als sein eignes Heil. Er hatte sich schwer an Sohn und Vater versündigt, und schwebte nun zwischen Furcht und Hoffnung wie Heinrich. Seinen stummen Schmerz mit Macht bekämpfend, blickte dieser in eine Ecke, und zerdrückte seine quillende Thräne mit den Wimpern; denn liebkosend hingen Alle an dem glücklichern Bruder. Er wollte vor Neid vergehen.

Der Anblick des Unglücklichen trübte Wilhelms reine Seelenfreude; Mitleid und Erbarmen hoben seine Brust, und die Liebe zog ihn zu dem Gefallnen. „O mein Bruder!“ sprach er im Tone der Wehmuth zu dem Abgewandten, „Bruder, kennst du denn auch mich nicht mehr?“ „Laß ihn, laß ihn!“ sprach Rudolf; „mein Herz erkennt

ihn als meinen Sohn nicht mehr." Aber der Jüngere legte seinen Arm um den Bruder, und hielt ihm mit sanftem Vorwurf sein Vergehen vor. „Sieh, Heinrich, wie schwach du bist! Du hast dein Gelübde, besser zu werden, Gott und unsrer guten Mutter wieder gebrochen. Verfloßnen Abend nach Sonnenuntergang erschienst du mit Daniel am Falkenthurm. Deinem bösen Geist ist es wieder gelungen, dich zu verführen. Bruder, ich weiß Alles; o ich weinte über dich. Trotz der Warnung des Vaters, trotz der Mutter Ermahnung und unsrer Bitte hast du dennoch wieder gespielt. O schäme dich vor deinem eignen Schatten! Was aus dir werden soll, fragtest du dich selber draus? Gedenke des Weidenbachers, dem du aus dem Dunkeln am Eckpfeiler des Küsterhauses zusahst. Bruder, mein Bruder, brandmarke nicht auf ewig die Ehre unsrer Familie, reife nicht für ein Zucht- oder Irrenhaus. Wend' um, oder für dich gibt es, für dich kein Glück auf Gottes weiter Erde."

„Für dich kein Glück auf Gottes weiter Erde!" wiederhallte Wilhelms Stimme in Heinrichs erschütterter Seele. Anstatt ihn den glühenden Stacheln einer stillen, tiefempfundnen Reue zu überlassen, fachte der Jüngere wider Willen Heinrichs Unmuth über Daniel, über das falsche Spielerglück und über seine eigne, zum großen Theil selbstverschuldete Gesunkenheit nur noch höher an.

Mit eifersüchtig scheelem Blicke sah er, wie so ganz anders, wie liebreich des Vaters Auge auf Wilhelm ruhte und ihn segnete, ihn, den Rudolf keiner so glänzenden Sohnestugend fähig wähnte, und den er nur den stillen Bücherwurm, den müßigen Träumer kränkend schalt.

Der gelbe Neid, die blasse Mißgunst regte sich im-

mer stärker in Heinrichs Seele; die Bösartigkeit seines Wesens brach in beleidigendem Hohne über den Jüngern aus. „Ich glaube, du frommer Abel," sprach düster der Aeltere, und biß die zitternde Unterlippe, „ich glaube, das Blatt hat sich mit uns gewendet. Du verdrängtest mich ganz ins Dunkle, mich aus dem verlornen Herzen der Mutter, aus des Vaters Armen, zuletzt vielleicht noch aus dem Vaterhaus, und der Hahn im Korbe bist dann du. Glück zu, mein heißgeliebter, glücklicher Bruder! aber, Verläumder, nimm dich wohl in Acht, daß ich die kleine blonde Hausschlange nicht zeichne, die mich ins Mark des Lebens stach." Ohne den Bösen auf so harte Worte einer andern Gegenrede, als: „ich verzeihe dem seelenkranken Bruder," zu würdigen, ergriff Wilhelm mit Feuer die rauhe Forstmannshand des vor ihm sitzenden Vaters, und hielt sie an seine dankgehobne Brust gedrückt.

Mutter Marie und die liebliche Louise besorgten für die müd' und hungernd Heimgekehrten eine erquickende Labung an Speise und Trank. Sie stärkten fröhlich und heiter die erschlafften Kräfte; für Heinrich und Daniel war diesmal kein Platz, kein Gedeck zu Tisch. Man that, als wären sie hier nur überlästige Störer.

„Nun, mein Vater," begann der Jüngere, „können Sie nun noch zweifeln, ob auch ich Sie zu lieben und Ihnen das Opfer kindlichen Dankes, das schwerste selbst, zu bringen vermag?" „Mein geliebter Sohn," versetzte lebhaft Rudolf, „bis auf den heutigen Abend hab' ich mich schwer an dir geirrt. Wir sind Menschen; unsre Urtheile fällen wir gewöhnlich nur nach dem äußern Schein. So nahm ich deine stille, aber um so tiefer

strömende Liebe zu mir für eine unverzeihliche Kälte gegen den Vater. Dein geräuschloses, friedliches Leben und Weben in deiner sonnenheitern Gemüthswelt hielt ich für ein unheilbares Phlegma. Vergib mir, mein Sohn, mein einziger jetzt, und laß dich wieder so liebevoll in meine Arme schließen, wie ich dich als Säugling auf ihnen wiegte, wenn ich nach tagelangem Jagen und Treiben durch Feld und Forst wieder nach Hause kam. Heute verlange, was du willst; es soll dir werden, wofern sich dein frommer Wunsch erfüllen läßt."

Wilhelm besann sich nicht lange. „So geben Sie mir, Vater," versetzte er, „geben Sie mir — das ist mein Wunsch, mein Gebet — auf der ganzen Welt für jetzt Nichts, als meinen Bruder wieder. Reißen Sie ihn — Sie können es noch — von Sünd' und Schande, mit Gewalt von diesem Menschen los. Vater, er müßte sonst über kurz oder lang' als Spieler, Trunkenbold, Räuber oder Bettler zu Grunde gehen. Geben Sie mir und der Tugend meinen unglücklichen Bruder wieder zurück, eh' er zum schrecklichen Schandpfahl unsers Hauses wird, und der Seinen Ehr' und guten Namen auf den Pranger zur Warnung für Jugend und Alter stellt."

Vater Rudolf nickte dem geliebten Jüngern zu, als wollt' er sagen: „Kindlicher Prophet, wie recht hat die Stimme Gottes, die aus dir spricht! Komm doch einmal her zu mir!" befahl er dann dem Aeltern, und dies mit einer Miene, die immer ernster wurde. „Willst du mir gehorchen und Vater und Mutter ehren, du ausartendes Früchtchen?" „Was wollen Sie, mein Vater, von mir?" war die furchtsame Frage Heinrichs, indem er

dem Befehl sich fügte. Ein harter, tief verwundender Verweis aus Rudolfs Munde harrte sein. Er konnte kein Auge zu ihm erheben. Seine Seele bebte in Zerknirschung, auf seiner Wange brannte das glühende Roth der Scham.

Er stand vor des Vaters strengem Gerichte; seine Schuld erhob sich verklagend, schwarz und gespenstig vor ihm.

„Höre, mein Sohn,“ begann der Förster mit ernstem Worte, „du eilest schnell hinab auf die unterste Stufe menschlicher Verirrung und Nichtswürdigkeit. Willst du alle meine Hoffnungen auf dich betriegen, meine Sorgen und Mühen, deiner Mutter stille Seufzer und schlaflose Nächte mit dem schändlichsten Laster des Undankes belohnen, und Schande über das ergrauende Haupt deines Vaters häufen? Von einem Taugenichts, wie du, wend' ich ab meine Hand und mein Herz.“ „Erbarmen, mein Vater, mit mir!“ brach der Unglückliche seufzend aus, und wollte aus dem Zimmer stürzen. Rudolf hielt ihn zurück. „Höre, Sohn,“ fuhr er fort, „du spielst, und dies schon jetzt, in der Blüte deiner Jugendjahre, mit einer Leidenschaft, die ihre verderblichen Folgen gewöhnlich in Ketten gefangner Räuber und Mörder, o mein Unglückskind! am nackten Bettelstab, im Hospital oder, o mein Gott! in einem Narrenhause äußert.“

Heinrich brach auf einen Stuhl zusammen und bedeckte das thränennasse Gesicht mit beiden Händen. Rudolf zog ihm die Hände vom schambedeckten Gesicht. „Höre, höre, mein Sohn,“ fuhr er dann strafpredigend fort, „du trinkest auch, und dies nicht mehr, weil dich dürstet, nein, weil es dir dein verdammlicher Leichtsinn

zur andern Natur hat werden lassen, Gottes Gaben in schändendem Uebermaaße zu genießen. Nichts entehrender, so erniedrigend Nichts, mein Sohn, Nichts des ganzen Abscheues der Bessern so werth, als der Mensch im viehischen Zustande der Trunkenheit. Nein, Kinder, das Thier vergeht so schwer sich nicht; es steht viel edler und weit über dem Trunknen da; denn es trägt nicht die himmlische Leuchte der Vernunft im Kopf, und dennoch thut es nie der Natur Gewalt an. Und ein Trunkenbold, ein Wüstling und Spieler zugleich sein, das muß in Noth und Elend stürzen; da hilft keines Menschen Macht, kein Gott mehr auf."

Kaum hatte Heinrich diese eindringende Strafpredigt angehört, so stieß sein Seelenschmerz die Worte aus: „Wer hat mich wieder verläumdet, mich vor Ihnen so angeschwärzt und verklagt? Man hat Sie angelogen. Wer ist der Lügner? wo ist er, Vater?" „Du hättest mich belogen?" fragte Rudolf den unschuldigen Jüngern, und heftete fester den forschenden Blick auf Heinrichs Miene, der in heißer Verlegenheit nur zu sichtbar seine Zuflucht zu einer Nothlüge nahm. Rudolfs scharf beobachtendes Auge machte ihn verwirrt. „Ja," versetzte er außer aller Fassung, „ja, Sie hörten Unwahrheit. O man muß mich schändlich verläumdet haben! Vater, ich spielte nicht; gewiß und wahrhaftig, Heinrich war nicht —" er fing an zu stottern. „Wo ist Daniel?" fragte er dann mit stockender Stimme, und statt das Uebel gut zu machen, machte er es nur noch weit schlimmer.

Da trat sein Verführer aus dem Nebenzimmer, der dem Förster und Marien eine gute Nacht zu wünschen

kam, und noch immer Rudolfs Uhr, ein Erbstück von dessen Vater, in der Westentasche trug.

„Sprich, Daniel, hab' ich gespielt?" fragte der Heißverlegne, und gab dem Jägerburschen mit einem Blicke zu verstehen, daß er Nein sagen und so seine Aussage beståttigen sollte. Allein der heimtückische Daniel wollte diesmal den Armen nicht verstehen, sondern dachte bei sich: jetzt ist es an der Zeit, ihm Wunde mit Wunde zu vergelten; es werde daraus, was da wolle. Statt dem Sohn, antwortete er Rudolf kalt und trocken: „Ja, Herr Förster, Sie haben da ganz Recht. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu der Frau Försterin hoffnungsvollem Erstgebornen. Sie glücklicher Vater! Sie könnten gar leicht einmal die rührende Geschichte jener zwei ersten Menschenbrüder in Ihrem Hause sich wiederholen sehen. Ja, glücklicher Vater, Sie könnten einmal Ihren Abel in seinem Blute finden, und — ich möchte gerade nichts Böses prophezeit haben — für Betrieger, Brandstifter, Diebes- und Raubgesindel gibt es, Gott sei Dank! auch in unserm kleinen Ländchen noch Galgen und Schaffote."

Rudolfs Inneres arbeitete wie ein Vulkan vor seinem Ausbruch. Marie und ihre Herzensnächsten wandten sich nicht ohne Erbitterung von der verrätherischen Judasseele des Gesellen ab. Heinrich stand erstarrt und keines Wortes mächtig.

Daniel sah die schnelle Wirkung seiner höllischen Worte, und jubelte schon im Innern. „Aber, lieber Herr Förster," fuhr er fort, „Ihr theurer Sohn Heinrich wird unter solchem Auswurfe der menschlichen Gesellschaft nicht leben und sterben wollen. Da sei Gottes gnädige Barm-

herzigkeit und des Herrn Försters Sorge vor! Ihr Haus wäre ja verunehrt auf ewige Zeiten. Wer an Ihnen vorüberginge, müßte mit Fingern nach Ihnen deuten und sagen: „Da seht ihn! Das ist der bejammernswerthe Vater des Räubers, des Mörders, oder des ärmsten Bettlers unter Gottes Sonne.“ „Schweige, Mensch!“ gebot Rudolf; „deine Worte sind Pfeile, die mir das Mark der Gebeine glühend durchdringen. Mein Sohn ist so elend nicht. Schweig' und entfremde mir mein Kind nicht noch mehr.“ Aber Daniel wollte sein Werk nicht halbvollendet lassen und ihm die Krone aufsetzen.

„Werthgeschätzter Herr Förster,“ begann er wieder, „ein Wörtchen noch! Ich weiß recht gut, was die Glocke geschlagen hat, o sehr gut.“ Rudolf sah ihn fragend an, denn er konnte diese Worte des Schelmen nicht verstehen, der eben im Begriffe war, die unheilbringende Uhr aus der Tasche zu ziehen. Heinrich merkte das böse Vorhaben des Verräthers und schrie: „Barmherzigkeit, Daniel! oder all mein Wehe über dich!“

„Und was unsre Unterhaltung im Engel betrifft,“ sprach der Geselle, unbekümmert um den armen Verrathnen, weiter, „so muß ich Ihnen sagen, weil ich der Lüge abhold bin: der junge Herr hat trotz mir gewürfelt, Alles wieder verspielt, das Geliehne und Weggenommne, Geld, Ehre und Ruhe; und hätt' er es nur vermocht, zu meinen dreißig Kaiserthalern auch Leib und Seele und Seligkeit. Gott der Allwissende sei mir Zeuge, daß ich die Wahrheit gesprochen.“ Ein tiefer Seufzer brach aus Rudolfs zitternder Brust empor. Ach! er wußte noch nicht Alles. „Und wohin,“ fragte Schlott

lächelnd, „wohin ist denn Ihr Erbstück, die schöne, silberne Uhr gekommen?“

Da warf der Förster einen Blick auf die Stelle an der Wand, wo seine Uhr gewöhnlich hing. Das grünseidne, von Louise gestickte Uhrkißchen hing wohl noch dort, allein die Uhr war verschwunden. Rudolf erschrack nicht wenig über den Raub an seinem Heiligthum. Nicht um eine Handvoll blanker Dukaten wär' ihm die Uhr feil gewesen. „Hier ist sie, Herr,“ sprach der Schadenfreudige, indem er sie zum Erstaunen Aller, zu Heinrichs grenzenlosem Unglück, aus seiner Tasche zog, und setzte hinzu: „Sie wäre mein, denn ich gewann auch dieses hohe Kleinod Ihrem werthen Herrn Sohn am Abend im Engel ab; allein ich stelle sie meinem Herrn zurück, und wünsche von Grund meines Herzens Ihrem Erben eine gute, baldige Besserung. Ein christlicher Wunsch, Frau Försterin.“

Heinrich sank zu seines Vaters Füßen, und flehte in abgebrochenen Tönen um Gnade und Verzeihung; aber Rudolf stieß ihn unsanft mit dem Fuße zurück und wandt sich, die Uhr in der Hand, mit zerrissnem Herzen von seinem so tief gefallnen Kinde ab. Marie und Wilhelm entsetzten sich über den Verunglückten, Louise weinte ihm eine Thräne. Es war die erste und die letzte nicht, die dem Verlornen floß.

„Du niederer Knecht meines Vaters!“ rief der überwiesne junge Sünder aus den Tiefen seiner gereizten Empfindungen aus, „was hast du mir gethan! An meinem Himmel stand noch glänzend Ein Stern der Hoffnung; du rissest ihn mir mit kalter Hand herab. Mein Weh' auf dich! Jetzt, jetzt bin ich ganz verlo=

ren.“ Er schlug seine Brust, als wollt' er die Verzweiflung darin im Werden vernichten, und zuckte mit der Hand gegen den Gesellen, die Schlange, die das letzte Band der Liebe zwischen Vater und Kind zernagte. Daniel glaubte sein Ziel nun erreicht zu haben, und überließ sich einer schmeichelnden, aber trügerischen Hoffnung, im Haus geduldet zu werden; allein die Wiedervergeltung harrte auf ihn, und wog ihm seinen Lohn auf unpartheiischer Wage zu. Wilhelm erbarmte sich brüderlich des Verzweifelnden, der einige Jahre früher unter demselben Mutterherzen gelegen war. „Sei ruhig, mein Bruder,“ sprach er tröstend, „sei ruhig, verzweifle nicht. Jedem reuigen Sünder wird vergeben, auch dir, Heinrich. Bleib' auf ewig nun mit diesem Menschen und mit deinem Hange zum Sündigen entzweit, dann wirst du vereint bleiben mit uns, der Liebe der Menschen und der Gnade Gottes. Hoffe, verzweifle nicht!“

Wilhelm hatte nicht sobald diese Trostesworte gesprochen, als Rudolf den Gesellen so scharf als je ins Auge faßte und endlich that, was er längst schon hätte thun sollen. Er gab ihm den Abschied, indem er sprach: „Morgen früh, sobald der Tag graut, packe deine Habseligkeiten zusammen und suche dir einen andern Dienst. Deinen unverdienten Lohn hast du voraus empfangen. Die dreißig Kaiserthaler, die du meinem Sohne gabst, verlange von Eberhard, um mir nie mehr in deinem Leben unter die Augen treten zu müssen. Aus meinem Hause fort und ohne Wiederkehr! Lässest du dich je wieder in der Umgegend erblicken, so öffne dir meine Kugel die Aussicht in die andere Welt.“

Der Vernichtete wußte nicht, ob er dies träume oder

wachend erlebe.. „Also mit Schmach entlassen?“ sprach er nach langer Pause, sein böses, stieres Auge fest an den Fuß des Tisches geheftet und die Arme trotzig in beide Seiten gestemmt; „mit Schmach entlassen? verjagt wie ein fremder Hund von Ihrer Schwelle? Daniel Schlott verjagt! Himmel und Erde! Herr Schröter, es war nicht gut; beim allmächtigen Gott! es war nicht gut, einem Jägerburschen, einem Schützen wie mir diesen Schimpf anzuthun. Aber Sie wollen es so; gut, ich kann gehen.“ „Gott befohlen! und aus dem Zimmer hinaus!“ befahl Rudolf, und deutete dem Gesellen auf die offne Thür. „Nun wohl!“ versetzte dieser, und unterdrückte mit Gewalt die heftige Empörung seines Innern; „hier haben Sie wieder Ihre Livree, und hier Ihr Jagdzeug.“

Er legte Beides mit düsterer Miene vor Rudolf auf den Tisch und eilte mit den Worten: „Gott befohlen Alle!“ und böse Worte murmelnd aus dem Zimmer. Marie und Louise sahen ihm bedenklich nach; denn die Schlange war zu empfindlich getreten worden.

Nun war Heinrich noch von Verzweiflung zu retten, aus unermessnem Schmerze zu erlösen. Eine Versöhnung des Vaters mit ihm hätte dem ganzen, grenzenlosen Unglücke, das über ihn unaufhaltsam hereinbrach, vorgebeugt; allein Mutter, Schwester und Wilhelm vereinten umsonst ihre Kräfte im Bemühen, Rudolfs gerechten Unwillen über seines Sohnes traurige Verirrung und Verlorenheit zu besänftigen. Des Vaters Liebe und Sorge glaubte sich zu schwer gekränkt und getäuscht, als daß er hätte, wenigstens vor Schlafengehen, ein sanftes Wort der Verzeihung sprechen können. Sein Herz verdammte seinen Heinrich noch nicht, aber der

Anschein unerbittlicher Richterstrenge, den sich Rudolf gab, vernichtete den letzten Stral einer Hoffnung in Heinrichs nachtvoller Seele.

Noch Ein Mal stürzte er mit der zu Boden drükkenden Last seines Schmerzes dem Vater zu Füßen, und versuchte sein Mitleid zu wecken, sein Erbarmen zu rühren; umsonst. Er wurde hart und grausam zurückgestoßen, wo er die letzte Zuflucht vor den offnen Armen der Verzweiflung suchte und hätte finden sollen.

„Weiche von mir, so weit dich deine jungen Füße tragen! Hinweg von einem betrogenen Vater, dem dein Undank, deine schlimme Aufführung so unkindlich und unnatürlich lohnt! Ich liebte dich wie den Apfel meines Auges, und du grubst mit Sohneshänden am Grabe meiner Ehre. Du hast mich um die Uhr, dich selbst um Vater, Mutter und Geschwister bestohlen. So lange diese Uhr geht, schlage dir keine frohe Stunde. Ich bin dein Vater nicht, du kannst mein Blut nicht sein. Nie erkenn' ich dich mehr. Sei mir fremder von nun an, als der Bettler, der an der offnen Landstraße liegt. Ich fluche dir nicht, aber ich nehme meinen Segen von dir zurück."

Lange konnte Heinrich vor Schmerz kein Wort aus dem Munde bringen. Jede Nerve an ihm war erschüttert und blutete wie abgerissen vom Vaterherzen. Seine Seele trauerte und war voll Todesbetrübniß. Die Welt lag um ihn her wie ausgestorben, wie ein großer, unendlicher Kirchhof. Vater, Mutter, Geschwister schienen ihm auf Meilenweite in der Ferne zu stehen, kleiner zu werden und zu verschwinden aus seiner Welt. „Wie, mein Vater?" fragte er dann, und Thränen stürzten glühend-

heiß über seine bebenden Wangen und netzten seine Lippen mit Bitterkeit; „ich Ihr Sohn nicht mehr? Vom Vater verstoßen? Wie ein Fremdling aus dem Vaterhaus gejagt? O Gott! auf ewig Ihnen, auf ewig fremd, wie ein Bettler ich? Auch Ihre Arme, meine Mutter, sollen mir für diese Welt, vielleicht auch in der andern, verschlossen sein? Was hab' ich denn gethan, daß ich nicht Verzeihung vor ihnen finden dürfte, die mir dies elende Dasein gegeben haben? Euer Heinrich ruft um Vergebung; er ist noch hier. Euer Heinrich hat schwer gefehlt; er war verführt, ein Verbrecher war er nicht. Vater, Mutter, nehmt, o nehmt euern Sohn, euern Bruder wieder auf!"

Marie neigte sich verzeihend über ihn, und wollte ihn vom Boden aufrichten; Wilhelm und Louise öffneten schon die Arme, Rudolf wollte schon das Wort der Versöhnung aussprechen: da raffte sich Heinrich mit dem Gedanken auf: Hier ist kein Glück mehr für mich, und mit den Worten: „Mehr kann ich nicht; lebt wohl! Ich gehorche, Vater, gute Nacht!" verließ er rasch das Zimmer.

Die besorgte Mutter sah ihm nicht ohne innerliche Unruhe nach. „Vater, ruf' ihn zurück," bat sie; „er könnte sich in solcher überspannten Gemüthsstimmung, im Uebermaaße seines Schmerzes Gott weiß welch ein körperliches Leid anthun." Louise stimmte ihr bei, allein Rudolf wollte dem Ansehen des Familienoberhauptes Nichts vergeben, wenn er frei gestände, daß er wirklich im Eifer zu weit gegangen, und daß er sich selber viel weher gethan, als seinem Heinrich. „O laßt nur den widerspännstigen Trotzkopf davonlaufen in sein Bett!" versetzte er beschwichtigend; „er rufe mir droben in der Ein=

samkeit seines Schlafgemaches seine jüngsten Tage zurück. Er nehme da eine heilsame Musterung seines vergangnen Lebens vor. Das wird ihm wohlthun. Er ist ein Kranker von einer starken Constitution, dem der gütige Arzt eine stärker angreifende Medizin geben muß, als einem Schwächling. Seid ruhig und unbesorgt; sogleich stirbt man nicht, und ein Wort ist keine Kugel. Ich wollt' ihn nur schrecken, meinen Heinrich verstoß' ich nicht. Diese Uhr lass' ich gleich stehn. Hört ihr ihn schon über uns nach seiner Ruhestätte laufen? Gute Nacht, mein Sohn, und euch Allen, Frau und Kinder!"

„Und auch dem Daniel, Vater!" setzte Marie hinzu, von dem dunkeln Gefühle einer Besorgniß durchzuckt; aber in weiter Ferne schon wanderte Daniel Schlott unter dem niederflimmernden Sternenhimmel der Sommernacht. Louise zündete ihre Wachskerze an und schied von Wilhelm mit einem Schwesterkuß. Bald darauf lag Alles im Försterhaus bis auf Eine Seele vergraben im tiefsten Schlaf. Und die Eine wachende, tief trauernde Seele war Heinrich Schröter.

Eilftes Kapitel.

Wie Heinrich aus dem Vaterhause floh und die Kasse beraubte.

Seine Ruhe, sein Friede waren von ihm gewichen; unausgekleidet saß er lange brütend vor einer Dachlucke, durch welche die Nachtluft ihm Kühlung zuwehte auf die heiße Brust und Stirn. Er fand, so weit er in der Schöpfung suchte, nirgends einen Trost mehr, als in

dem Gedanken: daß er noch nicht ganz verloren, bis jetzt noch kein schlechter Mensch, kein Verworfner sei. Verstoßen vom Vater, von der Mutter verlassen, von Bruder und Schwester sei er aufgegeben; aber Gott werde sich seines Geschöpfes draus in der Fremde erbarmen. Auch ferne, ferne dem Vaterhaus wölbe sich der Himmelsbogen; auch in fremden Ländern schlagen gute Menschenherzen dem Aeltern- und Heimathlosen zu.

Hätte hier Vater Rudolf den Todbetrübten so reden hören, er wär' ihm noch zeitig genug zugeeilt und hätt' ihn zurückgehalten mit den Worten: „Mein Sohn, so bös, wie du es aufnahmst, war es doch nicht gemeint. Ich verzeihe, werde des Lebens wieder froh; Daniel ist fort, Heinrich, bleibe, bleibe hier bei uns!"

Der bleiche Flimmer der ersten Morgendämmerung tagte schon durch die Lücken der hell und heller werdenden Tannenwipfel herauf; aber Heinrichs blasse Lippe konnte den Rand des süßen Labebechers des Schlafs daheim nicht mehr erreichen. Leis, um keine Seel' im Hause zu stören, erhob er sich vom Lager. Wie er über die Bettdecke zu Füßen hinunterschaute, wähnte er seinen bösen Engel, an den er sich mit tausend unauflöslichen Banden geknüpft hatte, wieder zu sehen. Lange starrte er das Bild auf der Bretterwand mit weitoffnen Augen an. Es schien alle seine Bewegungen äffisch nachzumachen. Grauenvolle Schauer durchrannen ihn heiß und wieder eiskalt vom Wirbel bis hinab in die Sohlen. Die Erscheinung war jedoch die natürlichste von der Welt; denn es war sein eigner Schatten, den er, vom Monde durch die offne Dachlucke beschienen, auf die Wand dahinwarf. Er schalt sich selber über die ihn befallene Ver-

zagtheit. „Bin ich so muthlos geworden?" sprach er; „hab' ich mein Leben nicht so oft gewagt im Kampfe mit Ebern und Wölfen? Und ich bebe vor meinem eignen Schatten, vielleicht vor Daniel?" In dieser beherzten Selbstermuthigung gewann er die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Schreckensbildes, das ihm überdies eine äußerst lebhafte Fantasie voll Unglücksbildern mit glühenden Höllenfarben vor das Auge der Seele gemalt hatte.

„Heinrich, komm heraus! Heinrich, komm mit! komm mit!" riefen ihm seltsame Stimmen aus dem Walde zu. So kam es ihm wenigstens vor. Uebereinander gewachsne Aeste, die der frühe Morgenwind bewegte, gaben diese seufzende Töne von sich, die natürlich in dem feierlich gestimmten Wesen Heinrichs, des Seelenkranken, etwas Geisterartiges gewinnen mußten. Es ließ ihn nicht rasten, nicht ruhen mehr. Fort, fort trieb es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt; wohin, das wußt' er sich selber nicht zu sagen. Er trat wieder hin unter die Dachlucke und schaute wehmüthig nach Morgen hinaus. Da rollte ihm manche schwere Thräne, die des Schmerzes blutige Hand ihm aus dem Busen preßte, über die Wangen auf das Ziegeldach. Ein gewaltiges Sehnen und Verlangen nach heimlicher Flucht aus dem grausamen, ihm fremd gewordenen Vaterhaus bemeisterte ihn so übermannend, daß er den Entschluß, der schnell zur Reife der That gediehen, ohne langes Zaudern und Säumen auszuführen gedachte.

In der Mondhelle suchte er sich die nothwendigsten Kleidungsstücke und etwas frische Wäsche zusammen, und packte sie in ein staubiges, grünledern Ränzlein. Dann

bewegte er sich, das Ränzlein unter dem Arm, einen alten Hirschfänger in der Hand und bodenlose Wehmuth im Gemüthe, sachte, sachte die Treppe herunter. Am großen Zimmer ging er in der Hausflur vorüber; seine Aeltern schliefen neben ihm, von ihm nur durch eine dünne Wand geschieden. An der verschlossnen Hausthür stand er lange still. Vor ihrer Schwelle saß die getreue, wachsame Diana. „Belle nicht, verrathe mich nicht, du gutes Thier, sei still!“ So sprach er das schmeichelnde Thier an, öffnete die Thür und lehnte sie bei. Nun stand er im Hofe unter Gottes freiem Nachthimmel.

„Jetzt wohin, Verstoßner? Heinrich, wohin?“ fragte er sich selbst. „Noch Morgen will ich wandern, nach Morgen; von Morgen kommt die Sonne, kommt vielleicht auch einmal mein Glück mit ihr.“

Wie er am Zimmerfenster nach dem Hofe vorüberging, glaubte er hinter den Scheiben drin seine trauernde Mutter anlehnen und ihm winken zu sehen, daß er umkehre und hier bleibe. Aber nicht das Bild seiner bekümmerten Mutter, es war ein weißes Stück Linnen, das von ihr halbausgenäht am Fensterschalter hing. Sie hatte es zu einem Hemde für ihn bestimmt; sein Todtenhemd sollt' es werden. Unter mehrmal wiederholtem leisern Rückrufe: „Lebt wohl in diesem Haus! Lebt Alle wohl“! stahl er sich aus dem Hofe hinaus. Das gute Thier glaubte, so früh schon geh' es hinaus auf die Jagd, und folgte dem Sohne seines Herrn.

Schon war er eine gute Strecke auf der breiten Heerstraße neben dem Walde ostwärts gewandert, als er plötzlich stehen blieb. „Aber wie soll ich, überall fremd und unbekannt, Durst und Hunger stillen? Soll ich im näch-

sten Dorfe schon das Mitleid barmherziger Menschen um ein Allmosen wie ein Bettler ansprechen? Heinrich Schröter soll betteln? Nein, das werd' ich nicht, das kann ich nicht. Geld muß ich haben, Geld haben sie noch daheim, wenn auch keine Liebe für mich."

Schnell wandt er wieder um, begab sich durch die Küche in das Nebenzimmer, in welchem er Louise schlafend athmen hörte, und wo er in einem leicht verschlossenen Kommode bald die Kasse seines Vaters vorfand. Anfangs schauderte er zurück bei dem Gedanken, daß er im Begriffe stehe, den ersten Akt eines Diebes, eines Räubers zn spielen. Er suchte nicht lange, so lag eine Rolle Thaler in seiner bebenden Hand. Wohl zehnmal schob er sie ein, und zehnmal legte er sie wieder, von Gewissensmacht getrieben, auf ihren alten Platz. „So lange steh' ich an zu nehmen?" flüsterte er und blickte nach der Schlafenden um. „Hab' ich nicht auch einen Theil daran? Soll ich in Noth und Elend gerathen und zu noch weit schlimmern Mitteln greifen? Diese Rolle Thaler würde mir helfen, bis ich irgendwo einen Dienst als Lakay, o Gott! als Lakay, oder als Jäger irgend einer hohen Herrschaft gefunden, um das Brod, das meinen Hunger stillt, selbst zu verdienen. Ihr harten Seelen, ich kann nicht anders. Ihr brachtet mich selbst dazu; verzeiht dem Flüchtling." Nun steckte er die Rolle, die ihm wie glühend Feuer in der Hand lag, mit einem aufzitternden Seufzer zu sich. Bald darauf befand er sich wieder in einiger Entfernung von dem Vaterhaus auf der noch menschenleeren Heerstraße nach der Residenz, die er in seinem Leben nie sah, und noch weniger kannte.

Ohne daß er es bisher wahrgenommen hatte, war ihm die treu anhängliche Diana hart auf der Ferse still eine weite Strecke Weges nachgelaufen. Ganz unten am östlichen Ende des Waldes sprang der Bogen einer Brücke kühn über einen breiten, tiefen Strom, der sich brausend durch die Wiesen und Felder dahin wälzte. Auf jener Brücke machte der junge Flüchtling zum ersten Male Halt, und schaute, an das morsche Geländer der Brücke gelehnt, noch Ein Mal nach der Gegend des Vaterhauses, nach der Wiege seiner Kindheit mit feuchtem Blicke zurück. Neben ihm stand mit fragenden Augen das seltsam bewegte, gute Thier. Es wußte nicht, was mit seines Herren Sohne vorgegangen, daß er so traurig einherging, und es trauerte mit ihm. Es suchte sich ihm mit Liebkosungen und Schmeicheln bemerkbar zu machen, und stellte sich ahnungsvoll oft hindernd vor ihn.

„Du auch hier?" sprach er den mit ihm aufgewachsenen Jagdgefährten an. „Und was willst du denn bei mir? In mein ungewisses Schicksal mir nachfolgen? O kehre um! verlaß mich, denn ich habe Nichts mehr auf der weiten Welt, als mich selbst und einen matten Schimmer von Hoffnung. Wir gehen dies Mal auf eine ganz andere Jagd, auf welcher wir vielleicht froh müssen sein, wenn wir unsern Hunger mit einem Stückchen trocknen Brodes, oder mit dem Abfall der Küche irgend eines Reichen gestillt. Kehr' um, du armes, betrognes Thier! Zurück zu jenen Harten! Verlaß mich auch du, wie sie, und zeige mir nicht, daß du mehr Gefühl für das Unglück hast, als meines Herzens Nächste. Du hast es so gut in meines grausamen Vaters

Haus, drum sei nicht so dumm aus lauter Treu' und Liebe. Lange könnt' ich dich nicht füttern; darben, verschmachten im Elend neben mir sollst du nicht. Nein, gute Diana, einen von Menschen schon abgenagten Knochen sollst du dir nicht aus irgend einem Küchenwinkel in der Fremde vorsuchen. Meines Vaters Hund nicht, aber sein Sohn soll in die Schule des Elends gehen. Du dauerst mich recht in der Seele um deine thörichte Liebe zu einem Bettler."

Trauernd blickte das Thier zu ihm auf, als verständ' es jedes seiner Worte. Heinrich deutete ihm auf den Rückweg und erhob drohend seinen Wanderstock. „All' deiner Zärtlichkeit und deinen feuchten Augen zum Trotze muß ich dich schlagen, damit auch du mir böse wirst und gern zu Jenen nach Hause läufst. Fort! fort! fort!" Das banger und trauriger werdende Thier hörte die Klage Heinrichs und die harte Foderung seines unerbittlichen, vom Schmerze überschwellenden Herzens, und wich und wankte nicht. Noch schmeichelnder schmiegte es sich um seine Füße, und schaute ihn winselnd an mit den guten, nassen Augen. Unsanft stieß er es mehrmal mit dem Fuße von sich. Er wollt' es sogar mit dem Stocke schlagen. Das schmerzte das Thier so sehr, daß es, laut winselnd und schwer von Gram, sich einige Schritte voraus in das morgenthauigte Gras schleppte. Er blickte seitwärts, um es nicht zu sehen, und ließ es am Wege liegen. Neben diesem erhob sich, Heinrich gegenüber, zwischen zwei großen, duftenden Linden ein rothes Kreuz. Vor dem Bilde des Erlösers nahm er gerührt den Hut ab, und wanderte voran nach Sonnenaufgang in Gottes Namen.

Jetzt ward es wieder lebendig und weitum laut in der lustig erwachenden Schöpfung. Auf ihren bunten Flügeln wiegten sich, gleich Blumensträußen, auf Zweigen und in Lüften die singenden Chöre der Vögel. Ueber dem pfeifenden Pfluge des Landmanns jubilirte die Lerche, Gottes liebste, fromme Nachbarin, ihr wolkenhohes: Ehre Gott in den Höhen! Wilde Hummeln und Bienen summten über den Weg die Kreuz und die Queer. Die harmonischen Morgenglocken der umherliegenden Dörfer lobten Gott den Herrn, und luden das Landvolk ein zu seinem Dienst in den Kirchen und unter seinem blauen Zelte der Lüfte. Heinrichs traurige Gedanken verschwanden. In sanfte Wehmuth löste sein Schmerz sich auf, die Gewichte des Grames versenkten sich in seiner weiter werdenden Brust. Angeregt von den tausend und tausend Morgenhymnen der Natur, konnte er sich nicht enthalten, sein trauriges Abschiedslied anzustimmen und darein zu singen, daß es über die Felder klang.

Weinet nicht, daß ich von euch geschieden,
Ferne, fern' euch such' ich meinen Frieden,
Oder meiner Jugend stilles Grab.
Meine Thränen sind umsonst geflossen,
Herzen sind auf ewig mir verschlossen,
Wo ich Abschied, Vater, Mutter, gab.

Heinrich geht und niemal kehrt er wieder,
Seine Schwestern sucht er, seine Brüder,
Wo kein Vater mehr den Sohn verstößt.
Mutter, rufe nicht dein Kinde zurücke,
Winke nicht mit dem verlornen Glücke,
Alle Liebesbande sind gelöst.

Lebet wohl! Auf tausend tausend Meilen
Will ich eurer Grausamkeit enteilen,
Weint und ruft nicht dem Verlornen nach.
Denket mein, lebt wohl mit euern Freuden!
Heinrich, Heinrich flieht mit seinen Leiden,
Bis da draus sein Herz im Tode brach.

Noch ehe die Sonne die Mittagslinie durchlaufen war, lag manches Dörflein hinter dem jungen Wanderer. Gegen Abend ging er durch das altergraue westliche Thor der müd' erreichten Residenz. Neben ihm sprang seines Vaters mitentflohne Diana durch die fremden Straßen, um nie mehr wiederzukehren. Wo blieb nun Heinrich über Nacht? Wo fand er Unterkunft? wo sein verlornes Glück?

Zwölftes Kapitel.

Heinrich wird vermißt und nirgends mehr gefunden; auch Wilhelm verläßt die Heimat.

Am andern Morgen war Heinrich verschwunden. Vater Rudolf war in aller Frühe in sein Schlafgemach gekommen, um ihn zu wecken und Alles wieder gut zu machen. Man denke sich seinen Schrecken, als er diese traurige Entdeckung machte. Bestürzung und Reue bemächtigten sich des Vaters zu spät.

Ein langer Tag, eine Woche verstrich, ein Monat, der Entflohne kam nicht wieder heim. In Rudolfs und Leonardis Hause blieb die bange Frage: „Wohin ist Heinrich gekommen?" stets ohne Antwort. Von Mund

zu Mund lief das böse Gerücht: der verschwundne junge Schröter hat eigenhändig seines Lebens ein Ende gemacht. O wie viel litt ein liebendes Mutterherz in einer so trauervollen Lage! Jeder Stundenschlag hat seit des Sohnes Verschwinden eine blutende Wunde mehr in dasselbe gerissen; jede fallende Thräne traf dasselbe wie ein Schwertstich in seinen zuckenden Schoos.

Wilhelm und Louise waren selber zu tief betrübt, als daß sie eine trauernde Mutter nur hätten trösten, viel weniger ganz beruhigen können.

Rudolf, ein sonst so kräftiger, so lebensvoller Mann, verfiel nach und nach in eine Art hinbrütender Schwermuth, in eine tiefe, still verschloßne Traurigkeit, die sich über sein ganzes Wesen ausbreitete. Weder auf der Jagd unter seinen Gesellen und Hunden, noch am einsilbig gewordnen Tische wollte sein Gram von ihm weichen. An der Wurzel seiner Seele nagte der Zahn des Kummers um so schärfer, da er Niemanden auf der Welt die Schuld an Heinrichs wahrscheinlichem Tode geben wollte, an seiner übereilten Grausamkeit an dem beweinten Sohn.

„Käme nur einmal ein Brief, nur eine einzige Zeile von meines Heinrichs Hand, worin er sagte, daß er noch lebe und mir verzeihe! Jeden Buchstaben wollt' ich mit schwerem Golde bezahlen.“ So wünschte er oft, wenn er seines Aeltern leeres Jägerwämslein oder sonst ein an ihn erinnerndes Zeichen aus vergangnen Tagen wahrnahm. Man durchsuchte die Felder alle, den ganzen Wald, jede Stelle, wo der Verlorne sonst sich gerne aufhielt. Man durchforschte sogar Graben, Sümpfe und Weiher, ob man nicht vielleicht die Hülle des Ver-

unglückten fände; allein nirgends führte eine Spur weder zu dem Lebenden, noch zu der Leiche des — wie man glaubte — jung Verblichnen. Man fragte an jedem Botentage den Boten, der Briefe und Zeitungen aus der Residenz mitbrachte; auch dieser wußte keine Auskunft zu geben über den Aufenthalt eines jungen Heinrich Schröters in der Residenz.

„Mein Sohn," sprach dann immer der Förster, „hat entweder seinen Namen verändert, oder ist in ein weit entlegnes Land, vielleicht nach Amerika, gegangen, oder — und dies ist das Wahrscheinlichste, Mutter — er ist schon ausgestrichen aus der Liste der Lebendigen, und liegt vielleicht auf irgend einem Landkirchhöfchen in einem dunkeln Winkel, von keiner Seele gekannt, und noch weniger mit einer Thräne beweint. Auf solche und ähnliche Ausbrüche seiner marternden Empfindungen erhob er sich immer schnell, und versuchte die auftauchenden Zähren Mariens, die stille Trauer Louisens mit einigen kräftigen Kernsprüchen, oder mit einem alten Jägerlied zu verscheuchen, das er mit wehem Herzen vor sich hinsummte. Oft nahm er dann sein Jagdzeug, rief und suchte vergebens nach seiner Diana, und strich außen durch die Felder, die Haine herum, während die häufigern Besuche des Pfarrers und Căciliens einen heilenden Balsam in die Wunden der Seinen daheim ergossen.

So waren einige Monate verstrichen. Die Blätter wurden gelber, dürrer der Halm. Spät und immer später ging die Sonne auf. Oft hatte sie schon bis Nachmittag mit dem Herbstnebel zu kämpfen. Durch die Stoppelfelder pfiff dem Winter schon der Nordwind. Die Aernte war längst in der Scheune und auf dem

Boden; im Keller gährte als Most der junge Wein. Allerheiligen stand vor der Thür. Acht Tage vor diesem Feste war gewöhnlich die Aufnahme und Einschreibung der jungen Studirenden auf dem Gymnasium der Residenz. Wilhelm hatte daheim nicht länger mehr zu säumen. Seinen lernbegierigen Geist hatte der weise Leonardi eben so gut mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, als die Mutter und Louise mit einander wetteiferten, Eine die Andere zu übertreffen in der Besorgung seines Weißzeuges und einer schönen, neuen Studentenkleidung für ihn.

Cäcilie kam die letzten acht Tage fast nicht mehr aus dem Schröter'schen Haus. Da sie aus der Residenz gebürtig war, und das Leben und Treiben in derselben sehr gut kannte, so konnte sie gar leicht dem lieben jungen Freunde manchen heilsamen Wink über das Verhalten in der für junge Leute so sittengefährlichen Residenz mitgeben. Von jeher war es ihr Wunsch, daß er Tisch und Wohnung bei ihrem Oheime daselbst, einem reichen Tuchhändler, nähme. An diesen — er hieß Gottlieb Storch — erhielt Wilhelm ein schönes Empfehlungsschreiben ihrer Hand. Auch Leonardi that das Seinige zu Wilhelms Fortkommen; er empfahl seinen Schüler seinem Jugendfreunde, dem würdigen Rektor des Gymnasiums. Es konnte dem geliebten Scheidenden also nicht leicht an einem guten Empfange und an glücklichem Voranschreiten fehlen.

Je näher der Tag und endlich die bange Stunde des Abschiedes kam, um so höher füllte sich das Maaß der Trauer Mariens, die nun auch den Jüngern sollte hinausgeben in die Hände dunkler Geschickesmächte. Viel-

leicht, dachte sie, seh' ich ihn nach einem ewiglangen Halbjahre, sein Ränzlein auf dem Rücken, auf der großen Heerstraße mir entgegenwandern — vielleicht auch nie mehr. „Marie," sprach Rudolf, wenn er sie erheitern wollte, „Mutter, ich kann ja von Zeit zu Zeit zu ihm hineinreisen, und ihm von euch dies oder jenes Liebe mitbringen. Seine Welt beschränkte sich bisher nur auf eine Meile im Umkreis; er legt nun den Knaben ab, und der Jüngling, der junge Mann muß hinaus in die fremde Welt, muß das Leben mit beiden Armen erfassen und etwas Bleibendes lernen für Haus und Staat, auf daß er, wenn er, halb oder ganz fremd geworden, nach langer Zeit wieder heimkehrte, der Stolz seiner Aeltern sei und mit Recht bewundert werde von Allen. So ziehe denn aus, mein einziger Sohn. Werde du nun Arzt, Jurist oder Priester: deine Wahl muß die Stimme der Natur leiten, sagt der Herr Pfarrer; aber bleibe treu dem einmal gewählten Stande, mache ihm Ehre und uns." O wie feierlich gelobte Wilhelm im Innern, Tag und Nacht zu schaffen, um die Hoffnung der Seinen nicht zu betriegen wie sein Bruder!

Ehe noch ein Laut im Hause sich rührte, stand er am früheſten Morgen auf, machte sich ganz zur Reise fertig und kniete dann, von keines Menschen Auge, wie er glaubte, gesehen, vor dem bekränzten Hausaltärchen nieder. Da betete er so inbrünnstig, mit so reiner, so hoher Seelenandacht zum ewig guten Geiste des Lichtes und der Wahrheit, daß ein Seraph vom Weltenthrone sich durch die Erdenwolken senkte, den Betenden lächelnd anhörte, ihm Gewährung zusagte, und ihm die Weihe mitgab auf die Lichtwege des Guten. „Ich bin erhört,

ich bin es," sprach er dann, und erhob sich wunderbar beseelt; „ich werde durch die Irrgänge und Schlangenwege des Sündlichen unverfälscht und ohne Schuld zu euch zurückkehren, Louise. Ja, Leonardi, dein Schüler, dein Sohn, Mutter, wird unter dem Schirme der Vorsehung die Höhen edler Menschengröße gewinnen; er wird auf die Felder dieses Lebens heilige Saaten säen, die ihm als volle Garben einst in Jenseits entgegenrauschen." „Amen, mein Sohn!" sprach die überraschende Marie, die still lächelnd und entzückt an seinem frommen, seelinnnigen Gebet unter der Thür stand. Sie hielt ihn nun mit so heißer Mutterliebe, wie nie vorher in ihre Arme geschlossen.

Louise erschien mit dem Frühmahle, Vater Rudolf trat ein in seinem Sonn- und Festtagskleide. Einige Minuten später saß auch Leonardi und die Schwester unter ihnen bei dem festlichen, aber stillen Abschiedsmahle; denn die Stunde der Trennung schlug und im Hofe stand schon der Reisewagen.

„Mutter unsers scheidenden Geliebten," unterbrach der Pfarrer das Schweigen des Kreises, „vergessen Sie in Ihrer Trauer nicht, daß wir ihm nicht auf ewig Abschied geben. In des Allmächtigen Vaterhand und unter guten Menschen wird unser junger Auswanderer nicht weniger geborgen sein, als unter den Armen einer Mutter wie Sie." Der fromme Diener der Kirche erhob sich, ohne von dem Mahle genossen zu haben; denn eben läutet' es aus der Stadt zum ersten Mal in die Messe. Mit einem Lächeln, das ihre Betrübniß süß verklärte, nickte Marie Wilhelms Meister zu. In ihrer Seele vernahm sie den Wiederhall seiner Worte: „Auf ewig nicht!"

„Scheidet, scheidet, bis ich zurückkomme!" mahnte Rudolf, „und benehmt euch gefaßter. Einen Händedruck, einen Kuß, ein Lebewohl, und damit gut!"

Ahnungslos trat er ins Nebenzimmer, um das noch Fehlende, Geld zur Reise, aus einer Schublade des Kommodes zu nehmen. Seit Heinrichs Verschwinden war jene Schublade nicht mehr geöffnet worden. Eine außerordentliche Ausgabe hatte dies bisher nicht nöthig gemacht. Erschrocken nahm Rudolf den Abgang an seiner Kasse wahr. Fünf Rollen, jede zwanzig Thaler stark, waren früher da neben einander gelegen; allein es fanden nur vier sich noch vor. In sprachloser Bestürzung starrte er eine Minute lange die Lücke an. Der Kassendieb mußte sich an dem Schlosse geritzt haben; denn an dem blauen Papierumschlage der Rollen klebten eingetrocknete Blutstropfen. „Blut meines Sohnes! nur mein Heinrich konnte sich in der Verzweiflung so vergriffen haben." Wie er dies sprach, durchzuckte sein Innerstes ein warmer Sonnenstral neuer Hoffnung, daß der Entflohne der Dieb war, mit dem Gelde sein Dasein in der Ferne fristen, und wenn das Geld dahin, einmal doch wieder ein Lebenszeichen von sich geben müsse. Von neuer Hoffnung beseelt, eilte er ins Zimmer hinaus.

„Heinrich ist nicht todt!" sprach er freudenvoll; „er nahm sich auf seine uns unbekannte Wanderschaft eine Rolle Thaler aus dem Kommode mit. Wohin er das Geld mit sich getragen, dahin ist ihm auch meine Diana nachgelaufen, die mir fehlt seit jener Nacht; und gewiß, Marie, gewiß, Euer Hochwürden, ist ihm Jenes ausgegangen, bevor er für sich ein ehrliches Brod in der Welt gefunden, so schreibt er, oder kommt selber zu uns

zurück. Das wußt' ich ja, zum Bettler ist er viel zu stolz, und zum Räuber verdarb er in Daniels Gesellschaft nicht genug. Er wird wieder gefunden werden!" Damit schob er das nöthige Geld ein und ging mit den Andern allen in den Hof, wo eben Eberhard Wilhelms Koffer an den Wagen festschnallte.

Entschlossen riß sich Wilhelm von der Brust der Mutter, aus den Armen der Schwester los, sprang nun wohlgemuth — so sollt' es wenigstens den Anschein haben — in den Reisewagen und rief zurück: „Herauf, mein Vater! Herr Pfarrer, Cäcilie, und ihr, meiner Liebe theuerste Gegenstände, Mutter, Louise, und du, geliebtes Vaterhaus, Heimath, lebt wohl, lebt alle wohl! Uebers Jahr um Ostern wieder!" Er sprachs und warf den letzten Blick auf die Mutter zurück. Unter dem raschen Getrappel zweier jungen Pferde eines mütterlichen Oheims verschwand der Student im Wagen, der hinaus in die Ferne und der Residenz zuflog. Marie ging in die Wohnung allein zurück. Sie wollte nun die heilige Quelle der Wehmuth ungesehen rieseln lassen. Louise, der Pfarrer und die Freundin aber sahen dem fernen Wagen so lange nach, bis er, von grauen Staubwolken umwirbelt, weit droben auf der Straße mit den Reisenden endlich sich verlor.

Dreizehntes Kapitel.

Was das Treiben und Schicksal des verlornen Sohnes in der Residenz war.

Im Hause eines gewissen Grafen Grimaldi, der des Fürsten Kammerherr war und gewöhnlich den Winter in der Residenz zubrachte, wurde zur Zeit, als Wilhelm seine Reise hierher machte, ein junger, unbekannter Mensch aus Barmherzigkeit der Gräfin in Dienste aufgenommen. Diese edle, mitleidige Dame sorgte für ihren undankbaren Günstling wie eine Mutter. Sein künftiges Lebensglück lag ihr sehr am Herzen, so lang' er nicht in seine frühere Verirrung zurückfiel. Sie erwartete Dankbarkeit und treue Dienste von ihm; allein sie sah bald ihre Hoffnungen bitter getäuscht.

„Wie sich doch Mensch am Menschen irren kann, Nina!" sprach der noch junge Graf eines Abends zur Gräfin, die neben ihm unter dem Fenster stand. „Dieser Heinrich Schröter, wie er sich nennt, ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren, von empfehlendem Aeußern, von Gott und Natur zu einem bessern Stande, als zu dem eines Jägers in meinen Diensten, bestimmt, kam vor einigen Monaten, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, in unser Haus, und suchte da seine, vielleicht selbstverschuldete, äußerst traurige Lage anfangs als Lakay, und bald darauf als mein Jäger zu bessern. Ich weiß nicht, spiegelte er uns Etwas von väterlicher Grausamkeit an ihm vor, oder war es Wahrheit: wir erbarmten uns des Heimatlosen und hoben ihn aus seiner Noth mit den Armen der Menschenliebe auf. Wer seine Aeltern

sind und woher er gekommen, hat er uns noch nicht enthüllt. Wir wollen uns auch nicht mehr die Mühe geben, dies Räthsel zu entschleiern. Was ich mit ihm vorhabe, kannst du, Nina, leicht errathen, wenn du sein Betragen in jüngster Zeit mit seinem frühern vergleichst." Die Gräfin sah mit hellem Blicke das düstere Verhängniß Heinrichs zurückkehren, und wehrte dies durch kein Wort der Fürsprache länger mehr ab. Er hatte sich gegen ihre Güte zu sehr versündigt, als daß sie hätte verzeihen können.

„Verfahre du mit ihm, Eduard," sprach sie, wie du willst. Besitzt er noch etwas Ehrgefühl, so wird ihm eine plötzliche Entlassung die heilsamste Strafe sein. Aber ich glaube nicht mehr an das zarte, leicht verletzliche Ehrgefühl eines Menschen, der in der Wahl seiner Gesellschaft so gleichgiltig oder so unglückselig blind ist." „Nun seh' ich," versetzte der Graf, „dem Armen auch vor deinem Richterstuhl den Stab gebrochen. So war sein dienstwilliger Eifer, seine Treue und Offenheit anfangs wirklich nur das Werk der Heuchelei? Ja, er hat uns betrogen; die Maske ist gefallen; in ihrer Blöße steht seine ganze Schwachheit vor unsern Augen. Mein Vertrauen hat er gänzlich verloren, und ich halt' es für gerathen, ihm nur noch so weit zu trauen, als ich ihn sehen und seine Schritte beobachten kann. Wie ich unter der Hand noch hier und da vernahm, vergrößert er seine Untugenden durch Spiel und Trunk und entehrende Händel in verrufnen Spiel- und Gasthäusern. Nein, Nina, länger kann er bei uns nicht bleiben. Er ist ein entstellender Makel in unserm Hause, den ich austilgen muß je eher je besser. Soll ich ihn noch in dieser Nacht

entlassen?" Die Gräfin sagte nicht Ja, nicht Nein. Er fragte noch einmal; sie dachte des Undankbaren, nickte und ließ nun ohne Widerrede geschehen, was zum Schlimmen des verlornen Sohnes geschehen mußte; denn er hatt' es selber so gewollt.

Grimaldi schellte. Ein alter, in treuem Dienste ergrauter Lakay des Grafen trat ins Zimmer. Er erhielt den Befehl, den Jäger Heinrich sogleich ins Zimmer zu rufen. „Sogleich!" befahl der Graf, der Lakay schüttelte bedenklich den Kopf und ging nicht weiter.

Exzellenz, halten zu Gnaden;" versetzte etwas näher tretend der Alte, „wenn der Herr Graf den Heinrich finden lassen wollen, so wüßt' ich, wo man ihn suchen muß, um ihn am Sichersten in Empfang zu nehmen." „Wo wäre das, Philipp?" fragte Grimaldi; „in welcher edeln Gesellschaft?" „Wo, Exzellenz? Bei dem Büchsenspanner des Herrn Grafen von Vohburg, einem grundverdorbnen Menschen, Es müßt' ein Wunder sein, säßen Beide nicht in diesem Augenblicke bei der Karte oder bei einem andern Spiel in irgend einem verschrienen Wirthshaus. Woher Euer Exzellenz Jäger nur alle das viele Geld bekommt —"

„Genug, genug, Alter!" fiel ihm Grimaldi ins Wort; „ich schulde dir Dank für diese Aufklärung. Auch dieser Zeuge, Nina, ist wider ihn. Was säum' ich noch, über seine Strafwürdigkeit den Stab zu brechen? Meine Kasse fand ich heute früh von fremder Hand bedeutend verletzt. Ich muthmaßte, wer der Verirrte könne gewesen sein, und ich glaube nun den Dieb zu kennen. Hier ist es aus mit dem Heinrich. Mit nächstem Morgen sei mein Haus von einem Undankbaren gereinigt, der einen so argen Miß-

brauch mit unsrer Güte und Nachsicht schon zu lange getrieben. Er suche sich Brod und Unterkunft anderswo, oder kehre zu seiner beklagenswerthen, gewiß bessern Familie zurück. Das sag' Er ihm, Philipp. In meinem Namen gibt Er dem Ausgestoßnen den Laufpaß. Ich wünsche von Herzen gute Besserung."

So wurde nun Heinrich abermals das Opfer des verzweiflungsvollsten Elends, weil er, statt muthig zur Tugend durch Dornen und Feuer zurückzukehren, sich näher, immer näher dahin zum Schauderrande des vollendetsten Verderbens fortreißen ließ. Der alte Diener versprach zu thun, was Grimaldi befohlen.

Ohne das über seinem Haupte dunkel schwebende Verhängniß nur von Ferne zu ahnen, kam Heinrich, ach, in welcher Gesellschaft! mit dem wiedergefundnen bösen Geiste seiner Jugend — mit Daniel Schlott — Arm in Arm mit diesem — aus der Thür eines Wirthshauses, das in dem unbesuchtesten Winkel eines Gäßchens lag. Sein Gesicht war bleich und ward durch den niederfließenden Schimmer einer erlöschenden Straßenlaterne noch bläßer und mitleiderregender. Die letzten Rosen der Jugend waren auf seinen eingefallnen Wangen verblichen. Die gräfliche Jägerlivree, die ihm, als er in Grimaldis Dienste kam, fast zu enge war, schlug nun große Falten um seinen in Kummer und Lebensunordnung abgemagerten Körper. Sein düstrer Blick in den tiefen Augenhöhlen fiel matt auf das Zifferblatt der Thurmuhr einer nahen Kirche. Der Uhrhammer stürzte zwölfmal auf die Glocke, die Geisterstunde war da.

„Schon wieder bis zwölf, bis in die tiefe Mitternacht ausgeblieben! Daniel, Engel der Finsterniß, Gesundheit,

Freude, Friede, Geld und Ehre unwiederbringlich wieder verloren! O ihr Sterne dort oben, ich bin nicht werth, daß ihr über mich Elenden so freundlich herunterleuchtet, nicht werth, daß Gottes durch mich geschändete Erde mich trägt." Er riß sich mit Gewalt aus Daniels Armen, aus seinem Netze; zu spät. Das Urtheil war über ihn ausgesprochen und er sollte nun büßen schrecklicher als je. „Schlott, folge mir nicht, oder ich bringe dich um." Tief aufzitternde, glühende Seufzer begleiteten seine Worte. Seines Vaters ehmaliger Jägerbursche ging ihm zur Seite und lachte laut auf. „Mußt du denn in meiner Gesellschaft dein Sündengeld verthun? Nicht wahr?" fuhr er höhnischer fort, „nicht wahr, du verlornes Söhnchen, ich räche mich an deinem Vater und seinem Mißrathnen auf eine ächt teuflische, furchtbare Weise? Aber dies sei noch lange nicht genug. Du sollst noch Daniels Meister werden; noch mehr, dein Brod sollst du noch vor den Thüren der Barmherzigkeit erbetteln, um nicht, gleich einem verjagten Hund, auf offner Straße verhungern zu müssen — und Zuchthaus oder Galgen und Rad, Herr Heinrich Schröter — hören Sie? — dies sei das Ende vom Lied."

In kochendem Ingrimme wollte Wilhelms Bruder sein Waidmesser aus der Scheide reißen, und damit dem Hohnlachenden, dem triumphirenden Seelenverderber, seinen längstverdienten Lohn auszahlen. „Nein, nein, ewige Gerechtigkeit des Himmels!" sprach er dann gelassner, indem er dies Mal einen andern Weg als Schlott nahm, „nein, keinen Mord, keinen an diesem Menschen! Ich will nicht an ihm, an keinem deiner Kinder auf Erde, ewiger Gott, zum Mörder werden. Du streckest ja

deine große, unsichtbare Richterhand aus dunkeln Wolken nieder und erfassest, wenn seine böse Stunde schlägt, den Unseligen, Frevelbeladnen. Richte ihn du, verzeih ihm du; ich kann ihm nicht verzeihen." Aus weiter Ferne vernahm er Daniels verhallendes Hohngelächter. Er ging dahin, um ihm nie und nimmer mehr zu begegnen. Endlich waren sie auf ewig getrennt.

Heinrich kam an einer Kirche vorüber. Das ewige Licht darin erhellte die heilige Halle mit mattem Schimmer. Hin auf die kalte Steinschwelle hätt' er sich werfen, beten und blutige Thränen weinend abbitten mögen; sein Geist, sein ins Irdische ganz versunknes und vergrabnes Herz war keines Aufschwunges mehr fähig. Er war seit Monaten in keine Kirche mehr gekommen. „So wäre denn kein Rückschritt mehr möglich?" brach er aus, als er allein durch die Gassen dahin und nach Grimaldis Wohnung ging. Er wünschte mit Blut einen verlornen Theil seiner Lebensjahre wiedererkaufen zu können; er sah erschüttert an sich die schrecklichen Folgen seines Umganges mit Schlott; er warf einen Blick in das offne Schuldbuch seiner Tage; er hätt' es mit Thränen tilgen mögen. Von Reueschmerz durchdrungen, faßte er die heiligsten Vorsätze — Alles, Alles war zu spät. Er schwebte schon auf einem Haare über dem bodenlosen Abgrund, dessen schwarzes Dunkel das Vaterauge der Vorsehung nicht beleuchtet. Sein ganzes Innere ward Eine Zerrüttung.

So wankte der Arme einem neuen Unglücke zu. „Wer noch draus? Wer möchte denn noch so spät herein?" fragte eine Stimme von Innen, als Heinrich schon alle Thüren und Thore der gräflichen Wohnung fest ver-

schlossen fand, und an dem Fensterladen des alten Dieners pochte. „Ich bin es, bin Heinrich. Oeffnet mir doch um Gottes willen, lieber Philipp," antwortete der Ausgeschlossne. „Macht auf! Die Winternacht ist empfindlich kalt; ich müßte hier außen unter Gottes freiem Himmel liegen bleiben und erfrieren. Es war das letzte Mal. Oeffnet, Philipp, öffnet!" „Ja, ja," sprach der Alte, der ihm endlich öffnete, „ja, da haben Sie recht: das letzte Mal, daß Sie durch dieses Thor eintreten. Sie schlafen hier noch diese Nacht. Morgen können Sie hingehen, wohin Sie wollen. Sie sind aus dem Dienste gejagt." „Aus dem Dienste gejagt?" wiederholte der Unglückliche fragend und wie vom Donner getroffen. „Letzte gute Nacht!" versetzte fremd und kalt der Alte, ließ den Vernichteten im Gang allein stehen, begab sich in sein Schlafgemach und schloß es vor Heinrich von Innen ab.

„O Gerichte Gottes!" sprach Rudolfs schwer Gezüchtigter, und wankte fieberhaft bebend im Dunkeln die Treppe hinauf nach seinem Bette. Er hatte die ruheloseste, traurigste Nacht seines Lebens vor sich. Gallenbitter schmeckte ihm die Frucht seines Wandels vor Gott und Menschen. Er schloß kein Auge; von den Schlangenbissen der Vorwürfe seines Gewissens durchbohrt, warf er sich schlaflos auf seinem Lager hin und her. Er rang umsonst, nur einige Tropfen Schmerzensstillung in einem kurzen Schlummer zu finden. Reue, Scham, Zerwürfniß mit sich selbst und mit der Welt, Sehnsucht nach der Heimat, nach Versöhnung und Wiedervereinigung mit den Verlassnen daheim, tausend und tausend Wehempfindungen und Trauer- und Schreckensbilder durch-

wühlten und durchkreuzten seine gepeinigte, von namenlosen Qualen durchdrungne Seele, bis der erste, bleiche Schimmer der Morgendämmerung ihn ermahnte, sein Bündel zusammenzupacken, und in aller Frühe und Stille ein Haus zu verlassen, in welchem Nichts mehr seiner wartete, als die Schmach, die unerträgliche Schande, Angesichts der versammelten Dienerschaft des Grafen hinausgejagt zu werden.

Geräuschlos, in sein Schicksal ohne lautes Murren ergeben, kam er, als im Haus noch Alles in tiefem Schlafe lag, die Treppe herab. Sein Ränzlein, mit seinen wenigen Habseligkeiten gefüllt, unter dem Arm, verließ er in derselben Kleidung, in welcher er einst entflohen, das Hofthor, das hinter ihm eine unsichtbare Hand wieder schloß. Die gute, treue Diana, die ihm in sein Elend nachgelaufen, war schon lange todt. Er hatte sie, eh' er Dienst und Brod bei dem Grafen gefunden, aus Geldnoth einem armen, aber übermüthigen Baron verkauft, bei dem sie sich halb zu Tode hungern mußte, halb von Trauer und Gram um ihr und Heinrichs Unglück verzehrt wurde. So ging ihm nun kein lebendes Wesen zur Seite, das Theil an der Last seines schweren Verhältnisses, am bittern Kelche seiner Leiden genommen hätte.

„Und wohin nun?" fragte er sich wieder, als er vor Grimaldis Wohnung stand, und die Straße hinauf und hinunter sah, als sollte jetzt eine Seele der Seinigen daherkommen und ihn mitnehmen nach Haus. Aber kein bekanntes Wesen erschien ihm da, und fremd um ihn her blieb ihm die ganze Welt. „Wohin nun, wenn nicht nach Haus zu ihnen? Nach Haus? O nein, sie

können mir nie verzeihen. Die Schande des Flüchtlings und des Verjagten, o mein Gott! ich kann sie nicht ertragen. Ich schäme mich ewig vor Vater, Mutter und Bekannten, vor mir selbst. Die niedre Rolle eines Herrendieners muß ich fortspielen, oder mir das Stück Brod erbetteln, Daniel, das mich rettet vor dem Hungertod. Du Engel meines Lebens, ist es möglich, o so kehre zu mir zurück! Ich stehe, ich schwindle schon hart an dem Rande der Verzweiflung." Mit leerer Börse, ohne Rath, ohne eines Menschen Hilfe wanderte er die noch unbelebte Straße langsam hinab, und verlor sich endlich in den Bogengängen des alten Rathhauses am Marktplatz.

Vierzehntes Kapitel.

Wie freudig und wie traurig die Brüder in der Residenz überrascht wurden.

Im Hause des reichen Tuchhändlers Gottlieb Storch, des Oheims Cäciliens, hatte der liebenswürdige Student Wilhelm Schröter die freundlichste Aufnahme gefunden. Er war bald der junge geliebte Freund der Familie, und wurde wie ein Sohn des Hauses von dem Tuchhändler, seiner Frau und der Dienerschaft behandelt. Gottlieb Storch hatte ein einziges Kind, ein Töchterlein von sieben Jahren, von ungemeiner Schönheit und reichen, schnell sich entwickelnden Geistesfähigkeiten. Wenn Wilhelm gerade nicht studirte — was selten der Fall war — so gab er dem kleinen Mädchen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, oder er nahm zur wohlthätigen Erholung von seinen anstrengenden geistigen Ar-

beiten an einem geselligen, schuldlosen Spiel der Familie Theil. Seine Professoren konnten sich im Lobe über sein tadelfreies Betragen und über die geflügelten Fortschritte in seinen Studien nie erschöpfen. Der würdige Rektor des Gymnasiums, ein Ehrenmann, ein warmer Jugend- und Menschenfreund, hatte bald die Freude, ihn als ein anfeuerndes Muster den andern Musensöhnen aufstellen zu können. Durch den schönsten Gebrauch seines herrlichen Talentes, durch nie ermattenden Fleiß und rein gehaltne Sitten wußte sich Leonardis ehmaliger Schüler die Gewogenheit, die Liebe des Rektors so sehr zu gewinnen, daß ihn dieser wenigstens Ein Mal in der Woche an seine Tafel zog, wo dann sokratische Weisheit das Mahl der Liebe würzte. Um Wilhelms Welt- und Menschenkenntniß schneller zu bereichern, und ihn frühzeitig auch im Umgange mit Menschen zu bilden, nahm er ihn öfters in solche Gesellschaften mit sich, in deren Zirkel stets das Gesetz der Anständigkeit und der guten Sitte strenge beobachtet wurde. Der Rektor war allgemein in der Stadt geschätzt und geliebt. Sein Einfluß segnete des blühenden Jünglings Tage mit dem heitersten Glücke. So kam es, daß dieser früh die Schätze seines Geistes und edlen Herzens entfalten, würdigen und offenbaren lernte. Die weise Anwendung derselben, verbunden mit der Liebenswürdigkeit seines sanften, bescheidnen Wesens, sicherte ihm die Liebe der Guten und die Achtung selbst der Feinde des Edeln, Guten und Schönen. Wie sein Herz an reinerer Bildung gewann und in höhern Empfindungen wuchs, so übte sich sein schönes Predigertalent, das er oft selbst bewunderte, wenn er, in sein Studirzimmer eingeschlossen, auf einen Schemel

sich stellte, und dann, gleich einem begeisterten Prediger vor einer aufhorchenden Volksmenge in Gottes Tempel, eine selbstverfaßte Rede den stummen Wänden hielt.

So erhob sich Mariens Liebling in dem Grade über den alltäglichen Schlag von Menschen, als sein grenzenlos verirrter Bruder sich beeilte, mit Riesenschritten seinem gänzlichen Verderben in die gräßlichen Arme sich zu werfen, um darin rettungslos unterzugehen.

Es war in den kurzen Tagen zwischen Weihnacht und Neujahr, als Wilhelm eines Abends, unter heftigem Schneegestöber kaum aus dem Hörsaal in sein Zimmerchen bei Gottlieb Storch zurückgekommen, sein Licht anzündete und mit Storchs eintretendem Töchterlein die Lehrstunde beginnen wollte. Da kam des Tuchhändlers Frau mit zwei, eben aus einem Reisewagen gestiegnen Frauenzimmern und mit einem noch rüstigen Mann ins Vorzimmer. Der Mann war Niemand anders, als der Förster Rudolf. Seine zwei Begleiterinen sind leicht zu errathen. Zärtlich empfing sich Cäcilie und Frau Storch, sehr willkommen erschienen Wilhelms Vater und dessen blühende Tochter Louise. Diese und die Freundin warfen die Blicke ungeduldig suchend umher. Jede wollte den Wilhelm zuerst überraschen und ihm tausend Grüße von der Mutter bringen.

„Hier innen sitzt und unterrichtet Ihr lieber Sohn, Ihr Bruder," sprach die Kaufmännin, indem sie die Ungeduldigen dem Rudolf voran gegen das Nebenzimmer führte; „er, der Ihnen, Herr Förster, eben so viel Freude und Ehre macht, als Ihnen der Aeltere zum Schmerz und zur Beschimpfung Ihres Namens geboren wurde." Wilhelm war so ganz mit dem Unterrichte

der Kleinen begriffen, daß er die Tritte der Kommenden hinter sich nicht hörte. Die Kaufmännin trat so leisen Trittes, als möglich, zu ihm, klopfte ihn sanft auf die Schulter und sprach lächelnd zu ihm: „Mein junger Freund, sehen Sie sich einmal um.“

„O ihr gütigen Mächte des Himmels!“ rief er aus, warf Feder und Papier zur Seite, und sprang auf; „mein Vater hier? meine Schwester Louise, Sie, Cäcilie, hier? O seid mir tausendmal willkommen!“ Er umschloß mit seinen Armen wieder den Vater, und ruhte wieder einmal an der Brust seiner lieben Louise. „O mein Gott! mein Gott!“ rief er dann froh wie ein Seliger aus, „die lieben Herzen schlagen wieder warm an dem meinen. Alle hab’ ich sie, Alle — nur die Mutter, nur den Bruder such’ ich hier umsonst.“ Ein Wölkchen der Wehmuth flog bei den letzten Worten über seine Stirne, wie ein Schatten über einen heitern Quell, dann drückte er einen Kuß auf die Hand der Schwester seines unvergeßlichen Leonardi. Diese Erinnerung an seinen lange verlornen Heinrich verdunkelte augenblicklich Rudolfs feuervolles Auge. Das sah Wilhelm, und er bereute sogleich diese unvorsichtige Berührung der Wunde in seines Vaters Brust. „O nein, ihr Geliebten!“ sprach er dann, „keine Trauer jetzt und keinen Seufzer! Wie freu’ ich mich eines so süßen, so überraschenden Glückes! Um mich diese weite Reise am stürmischsten Wintertage! Die Mutter ist doch nicht krank, doch mein gedenk?“ Cäcilie nickte lächelnd, Louise öffnete eine Schatulle voll theuern Inhaltes für Wilhelm.

Eine schwere Thräne der Freude stürzte von seiner Wimper in die Wagschale der ewigen Liebe. Nun hör-

ten frohbewegt die drei theuern Ankömmlinge die Lobeserhebungen der Kaufmännin an, die nicht wenig stolz darauf sein zu dürfen glaubte, einen solchen Hausschatz, wie Wilhelm, unter ihrem Dache zu haben.

Während Louise und die Freundin damit beschäftigt waren, das Beste von dem Mitgebrachten für ihren Wilhelm auszukramen, gab Rudolf dem Ueberglücklichen einen Brief von der Hand seiner guten Mutter. Dann trat er mit der Frau Storch zur Seite, und wollte ihr seine große Schuld bezahlen. Seinen Dank der treuen Pflegerin, der zweiten Mutter seines Sohnes, auszudrücken, hatte der bewegte Mann keine Worte.

„Was wollen Sie denn?“ fragte die Kaufmännin, und sah ihn groß an. „Sagen Sie, wie soll ich das verstehen?“ sprach sie etwas verlegen, indem er gute Miene machte, eine Reihe blanker Thaler auf das Nebentischchen zu zählen. „Wie Sie das verstehen sollen, Frau Storch?“ erwiederte er, und zählte fort; „Sie werden sich doch noch erinnern, wie wir beim Einzuge meines Sohnes überein gekommen sind, daß ich Ihnen monatlich für Tisch und Zimmer meines Ihnen Anvertrauten zehn Thaler gebe? Ich schulde zwei Monate. Hier, liebe Frau, liegen Ihre zwanzig Thaler. Ich bitte, gefälligst zu nehmen und mich nicht bös zu machen.“ „Daraus wird Nichts,“ entgegnete sie lächelnd; „wir sind Ihrem Wilhelm schuldig, mein lieber Mann, nicht Sie uns. Nicht wahr, Wilhelm? Machen Sie Ihrem Vater die Erklärung.“ Sie eilte zu Louisen und der Freundin, um ihnen behilflich zu sein; denn wenn Frauenzimmer eine Reise, besonders in die Residenz, machen, müssen sie immer hoch umthürmt mit Schatullen sein.

Etwas Eitelkeit nistet Allen im Herzen, ginge diese auch in einen Fingerhut.

Rudolf stand wie träumend da und konnte sich lange nicht die Worte der Kaufmännin erklären. In dem Augenblicke trat Gottlieb Storch herein. „Wollen Sie das Geld wieder zu sich nehmen oder nicht?" sprach der schlichtbürgerliche Kaufmann, und schob die Summe nicht ohne Gewalt dem noch immer erstaunten Förster zu. Dann trat er mit ihm in das anstoßende Zimmer, und ließ eine Flasche köstlichen Weines aus seinem Keller bringen. Das Feuer des Ungarweines floß wohlthätig durch ihre Adern und machte ihre Unterhaltung immer lebhafter. Gottlieb erklärte nun, wie daß er dem Wilhelm um die geistige Ausbildung seines Töchterleins mehr schuldig sei, als man mit Geld abzutragen vermöchte. Sie leerten im Vergnügen ihres Herzens noch eine Flasche; es war ein himmlisches Fest des froh bewegten Hauses, und Rudolf konnte sogar auf einige Stunden lange seines Verunglückten vergessen.

Wilhelm las und las wieder und küßte in seiner Seele Entzückung den goldnen, mütterlichen Brief. Aus seinem Inhalte sprach sich die sanfte Wehmuth eines Muttergemüthes aus, das daheim mit den süßen Bildern der Hoffnung auf kommende Tage des Wiedersehens sein stilles Leid in Schlaf und Ruh' einwiegte.

Nachdem die zwei jüngern Frauenzimmer mit ihren Angebinden den Wilhelm überladen, und ihn über dies und jenes bestürmend ausgefragt hatten, machte ihnen die Kaufmännin die Einladung zu folgen, einen Zirkel um ihre Abendtafel zu schließen und mit dem vorlieb zu nehmen, was Gott und Natur bescheert. Draus schlug

rauschend der Winter seine rauhen Flügel um die Scheiben, aber im Ofen knisterte das wohlthätige Feuer.

Man setzte sich und schloß einen Kreis um Gottlieb den Tuchhändler. Das bürgerliche Mahl wurde in solcher Fülle aufgetragen, daß unter der Last des Ueberflusses die Tafel seufzte — und Heinrich, der ihnen so nahe war, der arme Heinrich verschmachtete fast in Hunger und Elend. Wie sie so recht fröhlich beisammen saßen, sprach die Kaufmännin:

„Ich hätt' eine Bitte an Sie, meine geliebten Gäste; schlagt sie mir nicht ab, gewährt mir sie." „Nun, die Bitte wäre, meine Tante?" fragte Cäcilie. „Wenigstens bis Neujahr bei uns in der Residenz zu bleiben." „Gute Frau," entgegnete Louise mit einem Blick auf den Vater, „so sehr wir das selber wünschen, länger um Sie und unsern Wilhelm sein zu können, so werden wir doch nur über Nacht hier bleiben. Morgen," fuhr sie fort, und gedachte der Mutter, wie Cäcilie Leonardis, „morgen Mittag, Vater, reisen wir zur Mutter in die Heimat zurück." Die Freundin und der Vater stimmten ihr bei. Ob sie Wort gehalten?

Den Morgen darauf sahen sie sich nach den Merkwürdigkeiten der Residenz um, kauften einige Modeartikel und Zeug zu einem Winterkleide für Marie ein. Gegen Abend waren sie, ohne dem Verlornen begegnet zu sein, wieder verschwunden. Wilhelm gab der Louise einen Brief an seine geliebte Mutter mit.

Als sie zu Wagen durch das äußerste Stadtthor hinausfuhren, sahen sie einen mitleiderregenden jungen Menschen, der in eine elende Kleidung gehüllt war, und mit bleichem Krankengesicht auf einem Eckstein an der Straße

saß. Er kannte sie so wenig, als sie ihn; denn es war schon etwas dunkel und sein Gesicht so entstellt, daß ihn der eigne Vater selbst am hellen Mittag nicht mehr für seinen Heinrich erkannt hätte. Louise mit ihrem mitleidigen Herzen warf dem armen Unbekannten einige Silberstücke zu, und sprach: „Ach lieber Gott! dieser junge Mensch ist doch recht elend. Er muß verschmachten und erfrieren. Da nimm und geh in die Stadt, und wärme dich und iß.“ Der Vater hüllte sich dichter in seinen Mantel und trieb die Pferde zum Schnellerlaufen an.

„Mein Vater! mein Vater!“ rief der Aermste, als sie schon weit vorüber waren; „mein Vater, dein verlorner, dein allverlassner Sohn Heinrich!“ Er sank zurück und ließ den Quellen der Augen freien Lauf. Die ganze Welt um ihn war nun wieder fremd, und alle Herzen in ihr schlugen tausend Meilen weit von dem Seinigen geschieden. Der Himmel verhüllte sich ganz in schwarze Wolken; sternenleer und schaurig brach die längste, die unfreundlichste Winternacht über Heinrich herein.

Fünfzehntes Kapitel.

Wohin Heinrich gekommen und was Sonderbares sich in der Waldhütte mit ihm zugetragen.

In weiter Ferne war schon lange der schnelle Wagen mit den Seinigen und Cäcilie verschwunden, als Heinrich, von der Kälte der einbrechenden Winternacht geschüttelt und von Hunger gequält, sich endlich von dem Eckstein erhob, und durch das Stadtthor matt und müde zurückging. Verlassen von aller Welt, entblößt von aller Hilfe, ohne Freund und selbst ohne die Hoffnung einer Rettung aus grenzenloser Noth, ein armer Spielball der Laune des Unglückes, war er den Tag der Anwesenheit der Seinigen hindurch auf dem freien Felde draus umhergeirrt, gleich einem Wilde der Felder und Wälder. Gegen Nacht jedoch nach dem Betglockeläuten war er, fremd und rathlos, durch die Straßen und Gassen der Residenz gelaufen, zum Bettler zu stolz, zum Stehlen und Rauben noch zu gut und zu ehrliebend, zum Verschmachten durch sein schreckliches Verhängniß vorbereitet. Sein Elend trieb ihn in die Stadt zurück.

Wie über den Allverlassnen erzürnt, oder wie seiner stummen Verzweiflung spottend, durchsauste der Sturm sein fliegendes Haar, und warf er ihm Schneeflocken ins blasse Büßergesicht. Bei dem Scheine einer Laterne betrachtete er die Silberstücke aus der Hand Louisens; damit, dachte er, kann ich einige Tage nothdürftig mein Leben fristen. Er ging mit etwas leichterm Her-

zen weiter, und wollte sich einmal wieder laben und ein Nachtlager suchen. Er trat in ein Wirthshaus und griff in seine Tasche. O Unglück! die Tasche hatte ein Loch, das Geld war verloren. Er mußte, leiden= und lebenssatt, wieder weiter ziehen.

Im Dunkeln wankte er vor dem Hause des Tuchhändlers Storch vorüber. So nahe war er dem Bruder, daß er ihn mit einem lauten Zuruf aus seinem Bett zum Fenster hätte locken können; allein Keiner von den Brüdern wußte von dem Schicksal des Andern. Eine unübersteigliche Scheidewand schien trennend zwischen die zwei einander suchenden Söhne Rudolfs aufgebaut auf immer und ewig. Ueberall, wo Heinrich, der Umherirrende, an Thor und Thüren anzuklopfen wagte, war es schon fest verschlossen. Die Stadt hinauf und hinter schien gänzlich ausgestorben. Kaum daß hier und da noch ein Lichtstral durch einen Fensterladen blitzte. Und kam von ungefähr ein Mensch so spät noch die Straße daher, so ging er kalt wie die Nacht und so schnell an Heinrich vorüber, als müßte dieser ein gefährlicher Mensch sein, dem man zum Heile Leibs und der Seele aus dem Wege weichen muß. Selbst Daniel kümmerte sich nicht mehr um das vollendete Werk seiner Verworfenheit.

Zum ersten Mal wünschte sich Heinrich sehnlich von Herzen, Ruh' im Tode zu finden. Ohne zu wissen, wohin, lief er nun vor die in tiefsten Schlaf begrabne Stadt hinaus und auf unbekannten, hoch überschneiten Wegen fort und fort in die Mitternacht hinein.

Er mochte wohl eine Stunde lang' auf der Landstraße fortgewandert sein, als er an einen großen, dichten, fin=

stern Eichenwald kam. Wie von einer unsichtbaren Macht vorangetrieben, floh er in den Wald hinein. An seinem Leben lag ihm Nichts mehr; dies hatte Werth und Be-Bedeutung für ihn verloren, und ward ihm zur drückensten Last.

In schwarze Nacht gehüllt und unbekannt mit seiner schauerlichen Umgebung, sank er bisweilen in den Schnee bis an sein leichtes, im Sturmwinde flatterndes Wämslein. In dem bahnlosen Walde irrte er, ohne dies zu merken, immer mehr von der verlassnen Landstraße seitwärts ab. Nach langem Hin- und Herirren kam er endlich auf die Spur eines Waldpfades in einer Gegend, die außer Jägern, Wildschützen und Räubern selten ein menschliches Wesen besuchte. In der Ferne vor ihm zuckte es manchmal auf, wie der Schein eines Lichtes, das immer schnell wieder erlosch. Auch hörte er, wenn er still stand und horchte, bisweilen die dumpfen Schläge einer Waldaxt. Ein Hoffnungsstral durchflog seine Seele wieder, und es ward ihm nun viel heimlicher zu Muth. „In dieser wilden Einöde," dachte er, „müssen auch Menschen wohnen. Voran! voran! Vielleicht treff' ich in dieser ungeheuern Waldeinsamkeit eine gutmüthige Köhlerfamilie, die, Barmherzigkeit an dem armen Verlornen zu üben, mir entgegenkommt." Nicht ohne eine gewisse zagende Neugier bewegte er sich einer einsamen Waldhütte ganz nahe.

Thür und Fensteröffnungen fand er fest verschlossen. Eine weibliche, leise Stimme wurde in der Hütte vernehmbar, und es wollte ihm dünken, als betete Jemand darin allein. Er faßte Muth und trat ganz sachte dahin an eine Fensteröffnung, und blickte durch eine

lichthelle Ritze des Lädchens in eine dunkel geräucherte Stube hinein. Drin saß ein schon betagtes Weib in ärmlicher Kleidung an einem Tische. Sie hielt die Hände gefaltet und betete wirklich. Bisweilen schien sie etwas Störendes, den Athem und die Fußtritte Heinrichs, von Außen zu hören. Dann schielte sie mißtrauisch und aufmerksam gegen die Thür, als ob sie heute noch Jemanden mit Ungeduld erwartete. Heinrich verhielt sich ruhig und in gespannter Erwartung dessen, was da kommen sollte. Nun sang das alte Weib mit gedämpfter Stimme und in rührender Volksmelodie:

Horch! wer pocht? ists Sturmessausen?
Kam und klopft mein Liebster draußen?
Nein, es war der Wind.
Horch! er ruft mir, auf und nieder
Laufen seine Tritte wieder.
Nein, ein fremdes Menschenkind
Weinet draus im Wind.

Flieh, o flieh! er kommt und schließet
In die Kammer dich, dann fließet,
Armes Kind, dein Blut.
Flieh, o flieh! er gräbt die Grube
Mitternächtlich in der Stube,
Und dein rosenfarbnes Blut
Spritzt in Kohlenglut.

Heinrich verstand von dem schauerlichen Inhalte dieses seltsamen, abschreckenden Liedes so wenig, daß die Furcht vor dem Heimkehrenden weniger sein Herz überwältigte, als die Sehnsucht, Obdach hier und Erquickung

zu finden. Er hätte ja außen erfrieren müssen. „Und wer soll denn," dachte er, „der Fürchterliche sein, vor dem ich zu fliehen hätte? Was wird er mir Leides thun, da ich ärmer als ein Bettler in seine Hütte trete?"

Eben wie er an der Thür um Einlaß und freundliche Aufnahme für diese Nacht anklopfen wollte, kam hinter ihm her eine menschliche Gestalt, ihm näher und rasch auf ihn zu.

„Was sucht Ihr da vor meiner Hütte? Was habt Ihr bei mir zu lauern?" fuhr fragend und mit großen Augen den erschrocknen Heinrich ein Mann an, der seufzend eine Tracht gefälltes Holz auf dem gebeugten Rücken trug. In seiner Hand erhob er wie drohend eine große Axt; denn er hielt den Heinrich für einen Spion, einen Verräther. „Ihr seid wohl, lieber Mann", fragte Heinrich im zutraulichsten Tone, „der Bewohner dieses Hauses?" „Der bin ich," antwortete rauh und mißtrauisch der Mann; „aber was thut Ihr da?" fragte er dringender; „seid Ihr von Huberts Gesellschaft? Kennt Euch der Hubert nicht?" „Was denn für ein Hubert, guter Mann?" entgegnete Heinrich ruhig und furchtlos, denn er hatte Nichts mehr zu verlieren. „Wer ist der? Ich weiß so viel als Nichts von dem Hubert." „Nichts weiß er von ihm," murmelte der Mann, indem er die Tracht Holz von der Schulter seitwärts zur Erde warf; „er scheint ein unglücklicher Verirrter, kein böser Geselle zu sein, der uns verräth. Ist ihm zu trauen? Soll ich ihn einlassen? Ich will es mit ihm versuchen. Macht er Miene, uns zu verrathen, oder in unsre Absicht nicht gleich einzuwilligen, dann sei Gott ihm gnädig."

Freundlich ergriff er nun Heinrich bei der Hand, um ihm Zutrauen zu erwecken und ihn in die Hütte zu bringen. „Braucht Ihr Barmherzigkeit von mir,“ sprach er dann wieder lauter, „so scheut Euch nicht, mit mir zu meinem Weibe hineinzugehen, um mit dem vorlieb zu nehmen, was man eben in seiner Armuth geben kann.“ Der Unglückliche stand nicht lange an, von dieser Einladung Gebrauch zu machen. Er dankte dem gastfreundlichen Unbekannten zum Voraus für seine scheinbare Güte an ihm, und so gingen sie zusammen hinein.

Das Weib stand auf, hieß den Jüngling willkommen, und fragte ihn theilnehmend ob er hungere. Heinrich nickte halbbeschämt, und das Weib ging, oder schlüpfte vielmehr durch ein enges, niedres Thürchen hinaus. „Hubert — Hubert“ — wiederholte sich Heinrich; „dahinter, scheint mir, liegt etwas Verdächtiges.“ Seinen Argwohn, sein Mißtrauen vergrößerte um Vieles noch die sonderbar bewegte, böse frohe Miene des Waldbewohners, der jetzt aus den Unterkleidern zwei schwere Rollen Geldes hervorzog, und sie einschloß in eine eiserne Kiste, die in der Ecke der Stube in einer dunkeln Vertiefung stand, und mit Dielen sorgfältig vor einer möglichen Entdeckung gesichert war.

Nun setzte der Mann sich hart neben den Heinrich. Seine süß lächelnde Miene sagte, daß ihm zu Huberts Gebrauch der Junge sehr wohl gefiele. Diesen wollte, seiner gefährlichen Umgebung ungeachtet, leis der Schlaf überfallen; so sehr war er vom Laufen und in der Kälte ermattet und ausgehungert. Aber der Waldwohner ließ ihm keine Ruhe. Er bestürmte so lang' ihn, bis ihm Heinrich willfahrte, und ihm offen und treu erzählte,

woher er sei, und was Alles mit ihm vorgegangen. „Da wäre leicht zu helfen," meinte der Mann, „wenn Ihr eben so gut dem Hubert, wie mir, gefallt. Er wird sich Eurer mehr erbarmen, als Euer grausamer Vater, und Ihr könnt Euer Glück bei dem Hubert machen. Gewiß, er wird mir sehr dankbar sein, daß ich Euch in meine Hütte aufnahm. Ihr könnt das Vergnügen haben, in dieser Nacht Eure Bekanntschaft mit dem Vortrefflichen zu machen, Herr Schröter. Sein Regiment empfängt Euch mit offnen Armen." „Was für ein Regiment?" fragte höchst befremdet Rudolfs Sohn, und ward immer unruhiger; er glaubte fast, in eine Räuberhöhle gerathen zu sein.

Mit einem Teller voll Kartoffeln und etwas schwarzem Brode kam das Weib zurück. Der Mann flüsterte heimlich ihr Etwas ins Ohr, und gleich war sie wieder verschwunden. Heinrich aß nun mit dem zudringlichen Gastfreund im Walde zu Nacht. Nur kurzer Weile erschien das Weib mit einigen Flaschen dunkelrothen Weines wieder, und setzte sich, den armen Jüngling recht wehmüthig betrachtend, in die Ecke beim Ofen. Ihr Mann und Heinrich aßen und tranken wohlgemuth, und dieser hätte bald die schlimme Wirkung des Weines gefühlt, hätte er sein Glas so oft geleert, als ihn der Mann dazu zwingen wollte. Dessen abscheuliche Absicht, die Seele des Flüchtlings zuerst ganz zu betäuben, lag offenbar vor Augen. Manchmal fiel ein Blick des Verirrten auf das Weib, das dann immer seufzte und sagen zu wollen schien: „Armer Junge, wohin bist du gerathen!" Erquickt und gesättigt erhob er sich dankbar und bat um ein Nachtlager; denn die Natur verlangte

ihr lange versagtes Recht mit Gewalt. Das Weib führte ihn in ein anstoßendes, ungelüftetes, niederes Kämmerlein, wo er, statt eines Bettes, einige Bündel feuchtes Stroh auf dem Boden fand. Er dankte gerührt der Alten, warf sich nieder auf das Stroh, netzte dies mit bittern Thränen, empfahl sich noch ein Mal in Gottes Hand, und schlief endlich ein, um bald aus seinem kurzen Schlummer wieder sehr unsanft gerissen zu werden.

Es mochte Nachmitternacht gewesen sein, als einige furchtbare Schläge von Außen auf die dünne Wand des Kämmerleins fielen. Zu gleicher Zeit rief eine starke, tiefe Mannsstimme: „Matthias, mach' uns auf!" Heinrich fuhr aus Schlaf und Träumen, und konnte nun Alles deutlich vernehmen, was neben ihm in der Stube geschah und gesprochen wurde.

Hubert war mit einigen Andern seines Gelichters von der Landstraße zurückgekommen. Sie hatten einige reisende Kaufleute ausgeraubt und eine gute Beute gemacht; nur bedauerten sie, daß sie im Handgemenge mit den Kaufleuten einen tapfern Jungen von vielen Räuberanlagen verloren. Er blieb auf dem Platze; seine Leiche schleppten sie in ein Gehölz, wo sie sie ohne Sang und Klang in die ungeweihte Erde begruben. Heinrich wußte bald, welche Klasse von Menschen ihn umgab. Wie konnte er wieder entkommen? Er schauderte zurück vor dem Gedanken, daß er mit dem Auswurfe der menschlichen Gesellschaft in eine nähere Verbindung zu treten, und bald mit ihr auf Einer Stufe der Verworfenheit zu stehen, nothgedrungen werden könnte. Sein gu-

ter Engel saß nicht neben seinem bethränten Lager von Stroh.

Bald darauf vernahm er ein Klingeln, wie das eines ausgegossnen Haufen Geldes. Die Räuber, zu denen noch drei Andre kamen, zählten nun nicht ohne viel Zanken und Streiten das blutige Sündengeld. Auch Heinrichs Gastfreund erhielt seinen Theil daran.

Jetzt vernahm Jener mit Schrecken und Beben, wie Hubert sprach: „Nun so zeige mir, Mathias, den Vogel, der in deinem Käfig sitzen soll. Ist er brauchbar, so gehört der gefangne Junge mir. Da sind zehn Thaler für meinen hoffnungsvollen Schüler; er soll mir den Verlornen ersetzen. Taugt er Nichts, so machen wir ihn schweigen.“ Da sprach Mathias mit leiser Stimme: „Still, Hubert! still! Wenn er noch wacht und dies hört, wird ihm bange vor dir.“ „Hier innen also liegt er und schläft?“ fragte Hubert eben so leis und nahte sich dem Thürchen. Ein kaum vernehmbares Ja beantwortete die Frage des Anführers.

In dem Augenblicke drückte dieser sachte das Kammerthürchen auf, hielt ein Licht hinein, und suchte mit den Augen forschend umher. Hinter ihm standen die untergebnen Räuber, und schauten und deuteten auf den Heinrich her. Dieser aber stellte sich, als läg' er im festesten Schlafe. Durch die halbgeschlossnen Augenlieder beobachtete er jede Miene der vom Licht beleuchteten Bösewichte. Unter ihnen stand auch ein junger Mensch, der dem Heinrich besonders auffiel; denn er hatte Etwas in seinem Blicke, was diesen schnell mit ihm sympathetisch befreundete: Schwermuth nämlich und Unzufriedenheit mit dem schändlichsten Gewerbe, und die Sehn-

sucht, von dem heillosen Bunde mit den Bösen sich bald gerettet zu sehen. Das Unglück und die Bosheit unbarmherziger Menschen, nicht sein Herz, hatten auch ihn zum Räuber gemacht.

„Gefällt er dir, Hubert," sprach Mathias, dem das zufriedne Lächeln des Anführers nicht entging, „so sei er dir um zehn Thaler verkaüft. Er hat einen guten Kopf; aus dem Jungen kann einmal ein vortrefflicher Räuber werden. Ich denke, dieser Fang ist gut." Er erzählte nun in Kürze die Schicksale Heinrichs; auf ihre Gewehre gestützt, horchten ihm die Räuber zu. Er vergaß nicht, der Härte Rudolfs und der Verführung Heinrichs durch den verderbenden Daniel Erwähnung zu thun. „Seht diesen von Gott und aller Welt verlassnen Armen, und erbarmt euch seiner. Nehmt den Verstoßnen, hilflos Verzweifelnden, in eure Mitte auf. Gebt ihm Vater, Mutter und Bruder und Heimat in euch zurück. Versucht es wenigstens mit seiner Jugend. Theilt ihm Etwas von euerm Ueberflusse zu. Er ist gut und leicht der beste Mensch unter euch."

Die Worte des Mathias, in dieser Lage gesprochen, wirkten mächtig auf Heinrich. Die Erwähnung der übereilten Grausamkeit seines Vaters riß eine alte Wunde wieder auf, und die Stimme seines Innern, die ihm schwach und schwächer zurief: Kehre zur Tugend zurück und werde nicht Räuber! jene Stimme Gottes wurde von einer andern, von der des Schmerzes über seinen Vaters Lieblosigkeit ganz betäubt. Das Laster erschien vor seiner von Gram überwältigten, kranken Seele in einer zu reizenden Gestalt, als daß es hätte mit Macht von sich zurückstoßen können. Er schwankte nicht mehr

lange; der unedle Durst, an der vermeinten Grausamkeit der Seinigen sich zu rächen, entschied.

„Ich bin Mensch wie sie daheim; nein, ich will mich nicht treten lassen wie ein Wurm; ja, ich werde Räuber, der Genosse, der Bruder dieser geächteten Söhne der Tugend." So dachte er, und fest und muthig entschlossen, diesen Plan, den ihm ein Geist der Hölle zublies, schnell auszuführen, stand er auf und war schön im Begriffe, dem Räuberhäuptling die Hand zu reichen. Das Licht, das dieser noch in der Hand hielt, warf einen spärlichen Schimmer auf ein altes, bestäubtes Muttergottesbild, das an der Wand der Stube hing. Da glaubte er in dem Bildnisse seine ihm winkende Mutter zu erkennen, und bebte, unschlüssig und erschüttert, auf einen Augenblick zurück. Heulend fuhr draus der Wind um die Hütte. Bald glaubte er die Stimme seines Vaters, bald die seiner Mutter und Geschwister vor dem Fenster rufen zu hören: „Mein Sohn Heinrich, Bruder, komm zurück!" „Täuschung, Nichts als Stimmentäuschung!„ rief er sich selber ermuthigend zu, und wollte über seine Schwachheit, wie er diese Gefühle nannte, lachen.

„Der Tag bricht an, wir müssen fort zu den Unsern," erinnerte jetzt ein Räuber, der durch das halbgeöffnete Fenster hinauslauschte. „Heinrich," sprach nun lockend der Häuptling zu dem Verirrten, „guter Junge, deine Hand! Auf und folge mir, deinem Führer zu glücklichen Tagen!" „Zu glücklichen Tagen?" fragte bedeutsam der Bestrickte; „und wohin geht es von hieraus mit euch?" Sie gaben auf diese Frage keine Antwort, und traten schweigend über die Schwelle hinaus in Gottes winter-

liche, eben erwachende Schöpfung. Die Räuber schwiegen auf diese Frage.

Weit unten am östlichen Saum des ungeheuern Waldes erhoben sich blaue, felsigte, wenig bewohnte Gebirge. In ihren Schluchten und Klüften hatte Huberts Räuberbande ihre Schlupfwinkel. Dahin riß dieser seinen unglücklichen Lehrling zu einem neuen Leben voll Schuld und Verbrechen mit sich fort und fort.

Draus vor dem Walde kamen sie an einem Feldkreuze vorüber, das an der Straße stand, und über diese seinen segnenden Schatten in der hellen Morgensonne warf. Vor dem Kreuze kniete in brünnstigster Seelenandacht eine Frau aus dem nächsten Dorfe. Diese hatte, vom Rücken betrachtet, für Heinrich etwas außerordentlich Aehnliches mit seiner ihn betrauernden Mutter.

„Wieder meine Mutter? die Mutter auch hier?“ sprach er, stand still und starrte die Betende an. Diese schien ihn gehört zu haben, kehrte sich um, warf ihm einen Blick zu, der ihm durch die tiefste Seele drang, und ließ dem Betroffenen kaum so viel Zeit übrig, ihre Züge recht ins Auge fassen. Sie sah den Umgarnten in solcher Gesellschaft und bemitleidete ihn; allein er wollte sie nicht verstehen. Als er sich noch ein Mal umsah, war sie weg und verschwand in der Ferne auf dem Wege nach der Stadt. Sein guter Engel erschien ihm zum letzten Mal hier auf dem schmalen Scheidewege zwischen Himmel und Hölle. Er wollte ihn zurückrufen aus den Schlingen des hungernden Verderbens. Es war zu spät.

Wie mit dicht verbundnen Augen rannte er an der Seite des Räuberhäuptlings dahin zum schauerlichen Hin-

absturz in die schwarzen Tiefen des menschlichen Elendes. Nun war er rettungslos verloren. Räuber nannten ihn bald Bruder, damit seine Krone würde dem Meisterstücke jenes Daniel Schlott.

Sechszehntes Kapitel.

Wilhelm Schröters Studienleben und Daniels schreckliches Ende.

Noch zählte nicht Wilhelm achtzehn Jahre, als er, die hohe Schule in dem benachbarten Staate zu besuchen, von seinem geliebten Rektor schied und das Gymnasium verließ. Er war an Geist und Körper gewachsen zur Freude seines Schöpfers und der Menschen. Grimaldis fürstlicher Freund war unterdessen in die Fürstengruft seiner Ahnen getragen worden, und da der Tod dieses Band zerrissen, so zog der edle Graf für immer aus der Residenz, und wählte seinen Aufenthalt in derselben Universitätsstadt, wohin den Wilhelm seine Bestimmung rief.

In demselben gräflichen Hause nun, aus welchem vor fünf Jahren sein unglücklicher Bruder vertrieben wurde, bekam Wilhelm, auf ein Empfehlungsschreiben des würdigen Rektors, die Stelle eines Hofmeisters. Mit dieser war, außer der Freiheit des Tisches und der Wohnung, ein Jahrgehalt von zweihundert Thalern verbunden. Für alles dies hatte Wilhelm Nichts zu thun, als des Grafen ältestem Söhnlein die ersten Begriffe von Gott und Religion beizubringen, und es nebenbei in die leichte Frauenzimmersprache der Franzosen einzuweihen.

Wie einst auf dem Gymnasium, so machte Leonardis Schüler, zur Bewunderung seiner Professoren und Mitstudirenden, auch auf der Hochschule die glänzendsten Fortschritte. Die Feinde der Theologie wollten es nicht begreiflich finden, daß ein so heller, genialer Kopf, wie Wilhelm, sich hatte entschließen können, zur Fahne der Theologie zu schwören. Für diese, meinten sie, wäre der finsterste Kopf noch gut genug. Er aber hörte nicht auf die Stimmen der Bösen, folgte unaufhaltsam mit seinem stillen Feuermuthe dem Drange, dem lauten Zurufe seines unverdorbenen Innern, und ließ sich nicht irre machen. Er hatte sich Ein Mal und auf immer dem frommen Dienste des Herrn geweiht, und die Lokkungen sinnlicher Naturen verführten ihn nicht. Den hohen Seelenfrieden, das heilige Bewußtseyn eines die Menschheit beglückenden Waltens, wo hätt' es so unfehlbar dies edle Gemüth gefunden, wie am Altar, auf der Kanzel, am Sterbebette des Vollendenden, am Grabe des vor ihm selig entschlummerten Menschenbruders? Es konnte nicht fehlen, daß er durch die Liebenswürdigkeit seines Karakters bald die herzlichste Zuneigung der Gräfin gewann.

„Ist es denn möglich, Wilhelm," sprach sie oft zu ihm, wenn sie sich Heinrichs erinnerte, „möglich, daß zwei Söhne Einer Mutter so verschiedenartig denken und handeln?" So oft die Ostern wiederkam, oder die Keller und Scheune füllende Herbstzeit, sah man auch ihn, den tausendmal Willkommnen, bald zu Fuße, bald zu Wagen, wieder in die geliebte Heimat zurückkehren. Da war immer ein Freudenfest in Rudolfs und Leonardis frohbewegten Wohnungen. Ging der groß und schlank gewachsne, allgeliebte Jüngling an seiner Mutter Seite oder am

Arme seiner Louise durch dieselben Straßen wieder, durch die er so viele tausend Mal als Kind und Knabe gelaufen, wo ihm noch jeder Pflasterstein ein Bekannter war, so zogen sie Alle, die an ihm vorüberkamen, schon von Weitem die Mützen und Hüte vor ihm ab, als wär' er schon der Herr Pfarrer selbst, oder die jungen Leute und die Mütter öffneten die Fenster, und schauten ihm und der Louise nach, so lange sie konnten. Dann sagten sie verwundert: „Seht doch den Wilhelm Schröter! Was für ein herrlicher Jüngling aus dem Knaben geworden ist! Wie stolz die Louise an seinem Arme hängt! Ja, die hat Ursach dazu. Der Wilhelm macht den Seinigen Freude, Glück und Ehre. Domherr muß er werden, oder gar noch Bischof. Für uns auf dem Lande wär' er viel zu gut." „Ja, liebe Leute," setzte dann eine Mutter oder eine Freundinn des trauernden Gretchens hinzu, „fehlte nur nicht der Heinrich, oder wüßte man nur das stille Plätzchen ausfindig zu machen, wo er unter dem Boden ruht; denn daß er todt ist, das ist gewiß. Das arme Gretchen hat keine Thräne mehr, und Heinrichs Vater ist seit den fünf Jahren zusehends älter und grau vor Gram geworden."

Der Herbst hatte kaum einige Mal die Früchte und Blätter abgeschüttelt, so empfing schon Wilhelm im Priesterseminar die ersten Weihen seines Standes. Nicht ohne Trauer sah ihn die Gräfin für ewig scheiden, und der Graf verlor an ihm einen Freund, wie er keinen mehr mit all' seinem Golde wiedererkaufen konnte. Er mußte es dem Wilhelm bei dessen Abschied versprechen, am festlichsten Tage seines Lebens, bei der Feier seiner Primiz, sein Hochzeitfest durch seine und der Gräfin Gegenwart

zu verherrlichen. Grimaldi gelobte es ihm und überließ den Ausgang der Vorsehung.

Jahre lang' hatte man von Daniel Schlott Nichts mehr gehört. So sehr Rudolf das Andenken dieses Menschen zu verabscheuen Ursach hatte, wünschte er doch bisweilen, zu hören, ob der Schändliche seinen Lohn, und wie und wo er diesen gefunden habe. Sein Wunsch sollte erfüllt und das Gericht Gottes an Daniel erkannt werden.

Sein schreckliches Ende wurde Wilhelm und seinem Vater in einem Gasthaus des Städtchens D*** erzählt, als Beide, auf ihrer letzten Reise in das Priesterseminar, hier, von einem furchtbaren Gewitter überfallen, über Nacht zu bleiben gezwungen waren. In diesem Gasthaus war ein Zimmer hinten hinaus, in welchem kein Gast mehr Wohnung nehmen wollte; so verrufen war es geworden durch einen gräßlichen Vorfall darin. Die Wirthin war lange nicht zu bewegen, die letzte Schandthat eines Sünders zu erzählen, der ihr Haus durch dieselbe auf lange Zeit zu beflecken kam. Endlich, als fast alle Gäste das Gastzimmer verlassen hatten, drang Rudolf wiederholt in die Wirthin, die Geschichte zu entschleiern. Er äußerte mehrmal gegen sie, daß der hier Vollendete ihn vielleicht näher angehe, als sie zu glauben geneigt sein dürfte. Er wolle, er müsse die Geschichte umständlich und so hören, wie sie sich zugetragen. Die Wirthin versprach zu willfahren, und rückte geheimnißvoll dem gespannten Vater und Sohne näher.

„Nun, meine Herren, so vernehmen Sie," begann sie, und bat, ihrem Haus zu Liebe zu verschweigen, was sie Beiden nun im Vertrauen auf ihre Verschwiegenheit erzählen werde. Wilhelms Vater sagte zu.

„Unlängst — es war vor einigen Wochen — erschien zwischen Licht und Dunkel ein noch nicht bejahrter, mir völlig unbekannter Reisender zu Fuß und allein. Aermlich, ja elend war seine Kleidung, aber seine Börse, die ihm aus Unvorsichtigkeit aus der Hand mußte zu Boden gefallen sein, strotzte, Verdacht erregend, von durchschimmernden Goldstücken. Ich, ein einfältig schlichtes Weib, dachte da in meinem Sinn: wie kommt dieser Mensch zu diesem schrecklich vielen Gold?" „Hinkte er nicht ein Wenig?" fiel Rudolf der Wirthin ins Wort. „Ja, Herr, er hinkte wirklich, und ich glaube, auf dem rechten Fuß. Aber unterbrechen Sie mich nicht mehr, sonst komm' ich in Verwirrung. Nun sehen Sie, dieser Sonderbare zechte so und ließ es sich so wohl sein, als hätt' er goldne Brunnen. Und doch war es dem Menschen nicht möglich, eine gewisse Scheu und Aengstlichkeit vor seiner Umgebung zu verbergen. Ein ungeheimer Gedanke stieg prophetisch in meiner Seele auf. Wie? dachte ich, wenn dieser ängstlichlustige Mensch ein Räuber, ein Raubmörder wäre?"

„Wie, wenn es mein Sohn gewesen wäre?" brach Rudolf in banger Erwartung aus. Die Wirthin sah ihn betroffen an, und sprach beruhigend, indem sie Wilhelms Physiognomie genauer betrachtete: „Nein, guter Mann, Ihr Sohn war es nicht. Aber stören Sie mich nicht wieder. Ihr Sohn war es nicht."

„Der Name des Herrn sei gebenedeit," erwiederte Rudolf, „wenn ich nicht so unglücklich bin. Ich gebe Ihnen ein ander Mal Aufschluß; erzählen Sie weiter."

„Ich beobachtete den Fremden nun, unbemerkt von ihm, genauer. Mein Verdacht wurde bestärkt, als er

ein Zeitungsblatt ergriff, es las und dasselbe plötzlich aus zitternden Händen fallen ließ. Sein Gesicht wurde bleicher, seine Miene zerstört, seine Unruhe zu sichtbar. In der Zeitung war ein Steckbrief ausgeschrieben. Das Gericht verfolgte die Spur eines genau bezeichneten Verbrechers. Auf der Ferse war ihm die Gerechtigkeit, die Vergeltung ihm an der Seite. Rasch stürzte er das letzte Glas hinunter, und wollte sich eben, wie er sagte, zur Ruhe begeben, als die Thür aufging. Zwei Soldaten der Polizei traten herein. Kaum waren sie des unbekannten Gastes ansichtig geworden, so hefteten sie die Blicke so fest auf ihn, als wollten sie ihn damit durchbohren. Schrecken überfiel ihn, und sein böses Gewissen schnürte ihm die Brust zusammen.

„Dieser ist es!" sprach Einer von den Soldaten, und machte schon Miene, den betroffenen Verbrecher gefangen zu nehmen. Dieser jedoch raffte alle seine Kräfte zusammen, und suchte sich durch schnelle Flucht zu retten. Aus dem Zimmer geeilt, fand er sich den einzigen Ausweg, die Thür meines Hauses, schon versperrt. Was war zu thun? Er flog die Treppe hinauf, und verlor sich in jenes ungeheime, seitdem leer stehende Zimmer. Wir, ich und die Häscher, waren kaum mit Licht oben auf dem Gange nach dem Zimmer, als ein fürchterlicher Knall die Stille der Mitternacht aufschreckte. Die festverschlossne Zimmerthür mußte mit Gewalt eingesprengt werden. Was ich hier sah, ich kann es nicht erzählen. Gott sei der armen Seele des Selbstmörders gnädig! Seine sterbliche Hülle wurde an einem ungeweihten Orte, draus auf dem Anger, begraben. Das Gold hatte er einem Kaufmann in P*** geraubt, und das Silber, das

er bei sich verborgen hatte, kam aus einer Falschmünze. Der Verbrecher war auf der Flucht nach Italien begriffen. Die Alles richtende Vorsehung gebot in meinem Haus ihm Halt. Er krönte sein warnendes Andenken mit Selbstmord; und kennen Sie den Gast noch nicht, so wissen Sie, er hieß Daniel Schlott, und soll einst Jägerbursche des Försters Rudolf Schröter gewesen sein. Die Geschichte ist aus; nun Schweigen, meine Herren!"

„Und, Madame, der Förster bin ich," sprach Rudolf, erhob sich, zahlte seine Zeche und ging, tiefbewegt und ohne der Wirthin Aufschluß gegeben zu haben, mit Wilhelm zur Ruhe. Sie hätte vielleicht nicht so gut verschwiegen wie er.

Vater und Sohn waren am andern Morgen schon viele Meilen weit, als die Sonne über die Gebirge kam. Die Endgeschichte Daniels hatten sie mit Schauer und Entsetzen vernommen. Haben sie auch von ihrem Verlornen noch Etwas gehört? Und wie sollte dieser und wo vollenden, Engel der Menschheit?

Siebzehntes Kapitel.

Wo und wie Heinrich wiedergefunden worden, und wie er hat leiden müssen.

Die Purpuröthe des Spätsommerabends war über den westlichen Höhen schon verglüht und verblichen; das ferne Glockengeläute in Städten und Dörfern, das dem kommenden Morgen den Tag des Herrn ankündete, war verklungen; aus Osten herauf in stillem, unabsehbarem

Wallfahrtszuge kamen die Pilger der Lüfte, die Sterne, hell und süß blinkend gezogen, als der Räuberhäuptling Hubert, ein geborner Ungar, früher Wachtmeister in einem Wallenstein'schen Regiment, mit Ungeduld der Nacht entgegensah. Schweigend stand er, über einem Plane brütend, seitwärts von der Bande, die er die Seine zu nennen stolz war. Auf sein oft mit Mord beladnes Gewehr gestützt, überblickte er zählend die Häupter seines Kommandos, und dachte dann: Sieger bin ich diese Nacht.

Fern von Haus und Heerd der Seinen, unter einem überhangenden Felsen des Gebirgs, in einer wüsten, unwirthlichen Gegend, im Kreise eines gesetz= und heimatlosen Raubgesindels, saß Rudolfs entflohner Sohn. Seit zehn Jahren verwilderte er an Leib und Seele, war er Genosse aller Beuterei und alles Ungemaches einer verruchten Bande, war er, Schlotts Schüler, Räuber.

Vor ihm flimmerte roth in der Abenddämmerung ein knisterndes Feuer. Stumm und verdüstert starrte er vor sich hinein in die Kohlenglut. Hubert trat in den Hintergrund, überzählte den jüngsten Raub, und machte sich fertig zum Auszug auf ein neues Abentheuer voll Verbrechen und Schuld. Drunten auf der Landstraße sollten jene Nacht einige reiche Kaufleute auf die Frankfurter Messe ziehen. Diese anzufallen und sie wenigstens ihres Geldes und ihrer Waaren zu berauben, war Huberts schwarzer Plan. Heinrich sollte dabei thätiger als je sein, und die ewige Vergeltung ein neues Verbrechen in das Schuldbuch seines Lebens schreiben, damit dieses voll werde bis auf die letzte Seite, auf welche sie vielleicht das Wort G n a d e schreibt.

Ihm, dem wortlos Hinbrütenden, Raubes- und Lebensmüden gegenüber saß Franz Weidenbacher, der seinen Gefängnißketten und dem Arme der Gerechtigkeit wieder entsprungen war, sein Weib und seine Kinder daheim dem Elende, dem Erbarmen Gottes und der Menschen hinterlassen, aus dem Lande geflohen war und an diese Bande sich angeschlossen hatte, als Heinrich schon mehr als Huberts Lehrling war. Es machte seinem schwarzen, rachesüchtigen Herzen nicht wenig Freude, den unglücklichen Sohn seines Todfeindes, der ihn sicher auf das Schaffot gebracht hätte, in dieser verworfnen Gesellschaft wiedergefunden zu haben, und ihn Bruder nennen zu können. Dem Heinrich ahnte nichts Gutes für jene Nacht.

Die Dämmerung wich, Nachtwolken überzogen die Höhen, es wurde dunkel und dunkler. Am Himmel stand weder Mond noch Stern. „Auf, meine Leute!" gebot nun Hubert, mit seinem Mordgewehre versehen; „fertig zum Auszug! Ich höre dort unten schon Wagen in der Ferne, die Kaufleute kommen an. Heut' ist der reichste Fang zu thun, und diese Nacht soll Beute gemacht werden wie nie. Du Heinrich, komm an deines Meisters Seite!" Er gebot es, und in einem Augenblicke drängten die Räuber, wohl zwanzig an der Zahl, rauf- und raubgierig sich um den Führer, Jeder bewaffnet, Jeder ein ausgestoßner Sohn der Tugend und der Menschheit.

Geräuschlos zogen sie nun über die Felsen und über die Bergesschluchten im Dunkel der Nacht hinaus, und lagerten sich dann endlich hinter Gebüschen an der lauter werdenden Landstraße.

Nichts Böses im Herzen ahnend, und für den Noth-

fall wohlbewaffnet, erschienen fünf Kaufleute aus Schwabenland mit ihren waarenbeladnen Wagen dicht hinter einander.

Jetzt gab Hubert das Zeichen zum Angriff, und in einem Nu stürzten die Raubgierigen über die fünf armen, schrecklich überraschten Kaufleute hervor. Huberts Leute machten gute Miene, diesen zuvor die Lebenslampe zu löschen, und sich dann in den Besitz ihres Geldes und ihrer Güter zu setzen. Die Kaufleute waren jedoch besser mit Waffen und Schutzwehr versehen, als es Jene ahnten. Sie wurden im Augenblicke mit den Räubern handgemein, und es galt hier, Gut und Leben um den höchsten Preis zu verkaufen.

Wie sie so recht im Handgemeng und Gewirre waren, empfing Franz Weidenbacher, durch zwei rasch einander folgende Kugeln zu Boden geschmettert, den schon lange zugewognen Lohn seiner Frevel, Schandthaten und Verbrechen. Unselig, wie er gelebt, verschied Franz. Zwei andre Räuber folgten ihm nach in die Ewigkeit; viele wurden mehr oder weniger verwundet. Das Glück war dies Mal nicht mit den Räubern.

Mit übermenschlicher Kraft bezwang einer der Kaufleute den kräftigen Hauptmann, hielt ihn beim Wagen am Boden fest, und wollte eben auch ihm nach Verdienste lohnen. Da sprang Heinrich auf das Hilferufen des Bezwungnen diesem zu, um ihn wo möglich zu retten. Aber weh ihm! Eben wie er sich nach dem ringenden Hubert niederbücken wollte, flog ihm aus dem Terzerol eines andern Kaufmannes eine glühende Kugel hart unter dem Herzen durch die Brust, und verletzte

diese so gewaltig, daß er zu Boden stürzte und das Bewußtsein verlor.

So wie der Hauptmann den Heinrich neben einem Wagenrad mit dem Ausrufe: „Gott, mein Heiland! ich bin getroffen!“ niedersinken sah, bat er um Gnade, um Erbarmen. Dieses ward ihm jedoch erst zu Theil, nachdem der Rest der Räuber — die Meisten waren nach allen Richtungen ihrem Schlupfwinkel zu entflohen — ihre ganze Bewaffnung zu den Füßen der Kaufleute niedergelegt hatten. Ruhig zogen nun die Kaufleute auf der Straße nach Frankfurt weiter; die Bande Huberts aber hatte nie einen so traurigen Rückzug genommen wie damal. Ihre Todten brachten sie beiseite, und ließen sie da liegen ohne kirchlichen Sang und Klang zur Speise wilder Thiere. In nächster Stadt angekommen, machten die Kaufleute sogleich die Anzeige dessen, was ihnen zugestoßen. Die einfangenden, schnellfüßigen Diener der Gerechtigkeit säumten nicht, sogleich Jagd zu machen auf Hubert und sein räuberisches Regiment, und es auszurotten bis auf Stumpf und Stiel.

Hubert, der Häuptling, hatte nun vollauf Grund, auf seines Lebens Heil bedacht zu sein. „Hört, meine Leute,“ sprach er, als sie eilig zurück zur Höhle flohen, „wir müssen diese Nacht noch diese Gebirgsgegend verlassen, und uns eine andre aufsuchen, wo wir sicherer sind als hier. Wer einen Kopf zu verlieren hat, komme. Man wird Dörfer aufbieten, um nach uns zu streifen, und hohe Preise setzen auf meinen Kopf. Folgt mir über die Berge hinab.“

Heinrich sank auf dem Rückwege mehrmal zu Boden;

zuletzt schienen ihn alle Lebensgeister verlassen zu wollen; denn er hatte einen starken Blutverlust.

„Was ist das, armer Junge?“ fragte ihn Hubert, und Mitleid wollte sich einmal wieder in seiner Räuberbrust bewegen. „Du wirst mir doch nicht sterben wollen, Heinrich?“ „Ach, Hubert!“ seufzte dieser, „wär' es doch einmal zu Ende mit mir!“ Er wollte sich vom Boden erheben, aber er sank erschöpft zurück und drückte sein Taschentuch noch fester auf die brennende Brustwunde. Der Häuptling war eben im Begriffe, den Verwundeten aufzurichten und mitzunehmen, um für seine Genesung zu sorgen, als sie plötzlich ganz in der Nähe viele Menschenstimmen durcheinander summen und Hunde anschlagen hörten. Betroffen schaute Hubert auf, griff hastig nach seiner Flinte und sprach zu den Seinen, die in Verwirrung hin und hereilten: „Flucht! Flucht! oder wir alle sind dem Strange oder dem Schwerte der Gerechtigkeit verfallen.“ Dies kaum gesagt, gab er den Andern das Beispiel der Flucht. Schon floh er der Rotte voraus.

„Halt!“ donnerte ihn aus Einem Mund eine Schaar von vielen bewaffneten Männern an. Die auf wenige Köpfe zusammengeschmolzne Bande stand plötzlich umrungen und festgebannt. Sie mußte sich, wollte sie nicht, gutwillig den ihr entgegenstarrenden Feuerröhren und ihrem Schicksal fügen. Zu schwach zur Gegenwehr ergab sie sich in die ausgestreckten Hände des Strafgerichts.

Noch allein und dem Anscheine nach todt lag Heinrich am Boden. Was um ihn her geschah, wußte er

nicht; so besinnungslos rang er im Dunkeln zwischen Sein und Nichtsein.

„Sieh, da liegt noch Einer," sprach ein Häscher, den Heinrich bemerkend; „wollen wir nicht auch dieses Opfer des Zuchthauses oder des Schaffots mit uns nehmen?" Ein anderer Häscher aber bückte sich lauschend nach Heinrich, besichtigte ihn genau, befühlte seinen matt fliegenden Puls, und glaubte kein Lebenszeichen mehr an ihm wahrzunehmen. „Lassen wir," sprach er dann, „diesen Elenden ruhig hier liegen. Er mag hier sterben wie ein Heide, wenn er nicht schon todt ist; mit dem ist es doch aus."

Nachdem alle die Räuber völlig entwaffnet und gebunden waren, wurden sie dahin geführt, wo die strenge Gerechtigkeit die ihr verfallnen Opfer in Empfang nahm. Wohl sprach Hubert dem Heinrich ein leises Lebewohl, dieser aber schien nicht mehr dieser Welt zu gehören.

Es mochte schon nahe an Mitternacht gewesen sein, als Heinrich wieder zu sich selber kam, und sich allein, von Allen verlassen, wieder fand. Es war so still um ihn her wie in einem Sarge. Durch lichte Wolkenritze schaute ihn still der Mond bisweilen an. Die Kugelwunde brannt' ihn bis in das Mark seines Lebens; sein Schmerz war namenlos, seine Reue suchte nach Thränen; aber er war auch keine Thräne mehr reich. Da trat sein vergangenes Leben in seiner vorwurfvollsten, vernichtendsten Gestalt vor seine Seele. In stummer Verzweiflung, mit gebrochnem Herzen, rang er die Hände; kein Nerve war an ihm, der nicht heftig blutete. Himmel und Erde schienen zusammen zu stehen und ihn laut zu verklagen,

zu verwerfen, ihn von sich hinauszustoßen in die kalten Arme des Wahnsinns.

„So bin ich wieder allein in deiner Schöpfung, ewiger Richter der Welt! Kannst du auch mir noch Vater sein, auch mir noch verzeihen? Ich habe zu schwer gefehlt, bin zu werthlos geworden für das Mitleid deiner Menschen; für deine, für ihre Erbarmung, o Gott, bin ich zu tief gefallen. Meine Mutter, im heißen Kampfe zwischen Sein und Vollenden ring' ich hier allein. O Daniel, Daniel, steig' aus deinem Grabe, blicke nun her auf mein Elend und sieh, du Seelenvergifter meiner Jugend, dein Werk mit den schlaflos nagenden Schlangen der zu späten, unfruchtbarsten Reue gekrönt. Ja, es ist dir gelungen; alle meine Paradiese sind zerstört, meine Himmel alle mir ausgestorben. Für Zeit und Ewigkeit bin ich verloren. Auf dem Throne der Gnade sitzt für mich kein Gott, kein Vater, kein Erbarmer mehr. Mutter, die tausend Thränen, die ich Tieger aus deinem zarten Herzen so lange gepreßt, sie können nie Verzeihung finden. Bruder, meine Louise, unbeweint von euch muß ich hier sterben. Aber ihr habt mich ja schon begraben; ich war ja todt für eure Liebe schon Jahre lang. Gott hat mich vergessen, die Menschen haben mir geflucht. Vergeben wird allen Lebendigen, mich, mich nur stößt Gott und die Welt von sich wie einen vergiftenden Skorpion. Die Verzweiflung geht aus und sucht und findet mich. O komm und ende meine Leiden, du tausendmal gewünschter Tod!"

Es war schon um die Morgendämmerung, als ihn, gütig beschwichtigend, ein wohlthätiger Schlummer befiel. Aber auch im Schlummer genoß er nicht lange

Ruhe und Frieden. Böse Träume stellten bald sich ein und folterten seine leidenvolle, geängstete Seele. Das Bild seines zürnenden Vaters erschien ihm und rief ihm zu: Komm nicht nach Haus zu mir, bleibe mir ferne dein Lebenlang! Die Bilder seiner Mutter und Geschwister traten vor ihn, verklagten und verwarfen ihn, und wandten sich ab, als trennte sie von ihm auf ewig, hier und jenseits, eine unübersteigliche Scheidewand.

Als er müde gerungen wieder erwachte, stand die Herbstsonne schon hoch am Himmel. In einem Dörflein in der Nähe hörte er bald darauf das Zwölfläuten eines hellen Glöckchens. Mit Mühe richtete er sich vom Boden auf, und schaute umher und fragte sich selber: „Wohin nun, Bettler Heinrich Schröter? Ist denn in dieser unendlichen Schöpfung kein Plätzchen für mich, wo ich mein krankes Herz in Frieden wieder einmal niederlegen könnte?"

Die Sehnsucht nach Rückkehr zu den Seinigen erwachte aufs Neue und stärker als je in ihm; aber der Anblick seiner Jammergestalt, Scham und Körperschwäche hielten ihn hindernd auf dem Pfade der Heimkehr auf. Einen stützenden Stab in der Hand verließ er auf wankenden Tritten das Gebirg, und nahm seine Richtung durch das Thal nach dem nächsten Dorfe vor ihm.

Achtzehntes Kapitel.

Wo und wie Alle sich wiedergefunden.

Es war an einem der schönsten Herbstmorgen, kein trübes Wölkchen zog am Himmel hin, als an dem Tage

Mariä Geburt die Straße von Leonardis Pfarrhaus bis hinab an die Seitenpforte der Kirche mit grünen Bäumen zu beiden Seiten beflanzt, und die Mitte der Straße buntfarbig mit tausend und aber tausend Herbstblumen übersäet war.

Die Glocke schlug zehn Uhr; ein glänzender Wagen, mit zwei jungen, schnaubenden Pferden bespannt, flog dem Pfarrhause zu. Graf Grimaldi erschien mit der Gräfin auf Wilhelms Einladung zum Feste. Feierliches Geläute klang vom Thurme nieder wie ein Engelgesang aus hohen Lüften. In den überaus herrlich geschmückten Pfarrhof zogen junge Musiker spielend ein; ihnen folgten zwei Reihen singender Jungfrauen in lilienweißen Gewändern; Kränze von weißen und rothen Rosen umschlangen ihr zierlich gewundnes Haar. Das Freudenfest der Schröter'schen Familie, Leonardis und der ganzen Landstadt, welches gefeiert werden sollte, war Wilhelms Primiz.

Und wie da lieblich die Flöten und Clarinetten zum Gesang der Jungfrauen erklangen in dem mit Menschen gefüllten Pfarrhof, kam Vater Rudolf heraus in einem neuen, festlichen Gewande. Der vieljährige Kummer und Gram um seinen Heinrich hatte sein Haar gebleicht und Falten in seine Stirne gegraben; aber die Freude dieses Tages machte den Mann um viele Jahre jünger.

Ihm zur Seite ging Cäciliens Oheim, der Tuchhändler Gottlieb Storch. Ihnen folgte der altehrwürdige Leonardi und der Bürgermeister. Nach diesen erschien Wilhelm im langen, schwarzen Priestergewande, umwunden mit einer breiten, seidenen Schärpe von gleicher Farbe. Ihm zu beiden Seiten gingen Gri-

maldi und die Gräfin, an deren Hand des Bürgermeisters jüngstes Töchterlein als Wilhelms geistliche Braut. O wer hätte vermocht, das süße, seelinnige Entzücken zu beschreiben, das aus dem freudeverklärten Angesichte des neugeweihten Priesterjüngers leuchtete, der so seiner harrenden Braut, der Kirche, entgegenzog? Liebe und Ehrfurcht flößte zugleich das ruhige Friedensbild des jungen Seelenhirten ein. Zum ersten Male wandelte er dahin in den Tempel des Herrn, um das Opfer des Versöhners am kerzenumglühten Hochaltare dem Ewigen erneuert zu bringen. Junge Geistliche, viele Verwandte und Bekannte folgten ihm.

Wie hätten hier Louise, ihre und Wilhelms überglückliche Mutter und Cäcilie fehlen sollen? Mit wie viel tausend wachen nächtlichen Stunden, sehnlichen Hoffnungen und bangen Seufzern hatten sie sich diesen seligen Wonnetag erkauft! Hätte hier, unter den Jubelklängen der allgemeinen Freude in ihrem frohbewegten Kreis, von der glückwünschenden Volksmenge umgeben, die düstre Erinnerung an den verlornen Sohn eine alte Wunde unsanft berühren, und sie aufs Neue bluten machen sollen? Sie war langsam, aber doch endlich vernarbt. Heinrich war für Alle längst unter der Erde, nur wußten sie nicht, wo seine Gebeine ruhen und modern.

Aus dem Pfarrhause, aus Höfen und Gäßchen zog das Volk, Jung und Alt, in Prozession die Straße hinauf, und sammelte sich außen vor dem weitoffnen Thore der Kirche. In des Volkes Mitte wandelten dann die Diener Gottes, die frohen Aeltern und Schwestern, Grimaldi und Nina, Freunde und Bekannte,

dem feierlichen Hochamte entgegen. Die prachtvoll erleuchtete Halle des Gotteshauses war mit herbstlichem Laubwerke an den Wänden vom Chor bis zum Hochaltare geschmückt. Jungfräuliche Hände hatten das gemalte, holzgeschnitzte Standbild des Schutzpatrones der Kirche und der Landstadt, des heiligen Wendelin, so schön als möglich zum Feste geziert. Wem es nur möglich war, zu kommen, um einer so seltnen feierlichen Handlung beizuwohnen, der ließ gewiß Alles liegen und stehen, um in der dichtgedrängten Volksmenge dort im Gotteshause auch zu erscheinen, und sich zu freuen mit Wilhelm und allen den Frohversammelten.

Jene jungen Pfarrer aus der Umgegend, Wilhelms ehmalige Mitstudirende auf der hohen Schule und im Seminare, die sich eingefunden hatten, durch ihre Gegenwart und ihren Beistand dies so lang' ersehnte, endlich gekommne Fest zu verherrlichen, ministrirten als Leviten neben Leonardi dem jungen Priester, während die Orgel in brausend jubilirenden Tönen erklang zu dem einstimmigen Kirchengesange aus tausend Kehlen. Im Chore vorn zur Rechten knieten Grimaldi, Vater Rudolf, Gottlieb Storch, die Freunde und Bekannten, und vermochten kaum mitzusingen vor Freuden.

Zur Linken, ihnen gegenüber, knieten Marie, die hochherzige Gräfin, die liebliche Louise, Cäcilie, verwandte Frauen und Mädchen, versunken in Wonne und süß verklärte Andacht. O wie loderten da die schönen, heiligen Flammen ihres Dankes mit Taubenflügeln himmelan! Wie manche Thräne seliger Freude, die aus dem bewegten Herzen aufstieg, fing ein Engel Gottes

mit goldner Schaale auf, und schüttete sie vor ihrem Schöpfer aus!

Eben stimmte Wilhelm mit seiner wohlklingenden, glockenreinen Tenorstimme das Gloria in excelsis Deo an, da öffnet sich langsam von Außen die Seitenpforte der übervollen Kirche. In zerrissnem Gewande, mit bleichem, von Kummer und Leiden verzehrtem, tief eingefallnem Angesichte tritt ein junger Bettler in die Kirche herein, und bleibt nahe der Pforte stehen. Keine Seele scheint auf ihn zu achten. Auf seinen Stab gestützt lehnt er sich matt und krank an eine Säule, welche die Emporbühne trägt, und schaut gleich einem abgeschiednen Geiste über die vor ihm Knieenden und Betenden unverwandt zum Hochaltare.

Wie er den Förster, wie er seine Gattin, seine Louise und Wilhelm dort vor dem Hochaltare wahrnimmt und wieder erkennt, wird er plötzlich sichtbar und so mächtig ergriffen und im Innersten der Seele erschüttert, daß er sich auf eine nebenstehende Bank niederlassen muß, um nicht zusammenzubrechen. Die ihn zunächst Umgebenden wurden nun aufmerksam auf ihn, und betrachteten ihn voll Mitleid und Erbarmen. Niemand, Niemand erkannte ihn wieder, er kannte sie Alle noch.

Gretchen, des Küsters Tochter, kam an ihm vorüber. Fragend und bange sah er das Mägdlein an und sprach dann leis zu ihr: „Liebes Gretchen, ist dies dein Geist, oder lebst du noch? Ich bins. Kennst du mich nicht mehr?“ Betroffen stand sie und wollte anfangs einige Aehnlichkeit zwischen seinen Zügen und denen des verlornen Heinrichs, den sie so treuherzig vor vielen Jahren geliebt hatte, entdecken. „Aber nein!“ dachte das arme Gretchen in seinem Sinn,

und schüttelte den Kopf; „nein, dieser elende Mensch, diese arme, bleiche Jammergestalt, dieser Bettler da kann jener unglückselige Flüchtling, kann mein Heinrich Schröter doch nicht sein. Es ist nicht möglich, daß dies mein Heinrich ist. So alt und so elend könnte er doch nicht aussehen, wenn er wieder gekommen wäre. Ach! der ist ja schon lange unter der Erde, armes, gequältes Herz; gib dich zur Ruhe. Er sieht mir nach, und so seltsam. Ich kenne den Menschen nicht."

Wunderbarlich bewegt ging die tiefbetrübte Küsterstochter hinaus, stellte sich auf der Schwelle auf die Zehen, und schaute noch ein Mal gerade beim Sanctus über die Knieenden weg und nach dem Unbekannten zurück, dann verschwand sie kopfschüttelnd und traurig.

Dominus vobiscum! sang Wilhelm, gegen das Volk gewendet, und schien einen Augenblick lange auf dem Schmerzensgesichte der Bettlergestalt im Hintergrunde der Kirche zu ruhen. Heinrich schlug die thränenvollen Augen nieder, stand auf und suchte mit schlotternden Knieen und unter schweren Seufzern den Ausgang. Hinter ihm schloß der Küster die Kirchenthür, als gehörte Heinrich nicht mehr unter die Schaar der frohen, mit Gott und der Welt Versöhnten. O wie war ihm zu Muthe!

Vor der Kirche wankte er dann über die frisch aufgeworfnen und über die eingesunknen Todtenhügel des um das Gotteshaus liegenden Kirchhofes. In einer Ecke desselben setzte er sich unter ein herbstliches Rosengebüsch auf einen Grabstein, gedachte da seiner ausgestandnen Leiden und des Glückes seines Bruders, über

seine farblosen Wangen tropfte es heiß und schwer, und so stürmisch als wäre das Gefäß der Thränen in ihm geborsten.

Endlich wurde Gesang und Orgel in der Kirche still, die Volksmenge drang in Schaaren heraus und Alles war froher Dinge. Auch Gretchen erschien wieder. Sie war die Letzte, versah ihres Vaters Dienst und verschloß statt seiner die Kirchenthüren. Dann ging sie mit bange klopfendem Herzen wieder zu Heinrich, der sein schweres Haupt in die Hände stützte und die von Unruhe Getriebne nicht kommen sah.

Ihr Herz voll Glauben und doch halb zweifelnd trat sie hin zu dem Rosengebüsch, bog die Zweige zurück, legte den Arm auf den Grabstein, neigte sich über den Verlornen und sprach zu ihm mit der Stimme eines Engels: „Ist dies mein Heinrich, oder kommt er mir erst dann wieder zurück, wenn diese Todten auferstehen?“ Er sah auf, doch schnell wieder zur Erde vor sich hin, und gab ihr einen Wink mit der Hand, ihn zu verlassen. „Himmlischer Vater, den ich suche, der ist todt.“

„Ja,“ sprach er, „Gretchen, der ist schon lange todt für diese Welt. Ich bin jener Heinrich nicht.“ Er blickte nach ihr um, denn sein Herz war noch nicht gestorben — sie war verschwunden. Er konnte sich ihr vor Scham nicht zu erkennen geben; er hielt sich ihrer nicht mehr werth.

Die Mittagsstunde hatte schon lange geschlagen, als er sich in der Gräbereinsamkeit erhob, und seinen Weg hinaus nach dem Vaterhause nahm. Seine Erscheinung war auch hier so abschreckend, daß selbst die Jagdhunde seines Vaters vor ihm flohen und ängstlich bellten. Die

paar Jägerburschen, die gerade im Hinterhofe waren, wollten sogar den Sohn des Hauses aus dem Gehöfte durch Peitschen und Hunde jagen. Er ließ sie spotten und drohen, und klopfte vor der alten Zimmerthür, der lieben, wieder an. Keine Antwort, kein Laut von Innen; Alles still darin wie ausgestorben. Die Seinen waren ja Alle beisammen im Pfarrhaus.

Dem unfreundlichen Hohne der Leute in seines Vaters Dienste zu entgehen, und von überwältigender Sehnsucht getrieben, von den Seinen wieder erkannt und aufgenommen zu werden, machte sich Heinrich auf den Weg nach dem freudebewegten Pfarrhaus. Die Mittagstunde war noch nicht verflossen, als er in dessen Hausflur an der Küche vorüberkam. Diese war erfüllt von Wohlgerüchen und Düften der auserlesensten Speisen und Getränke.

Am Heerde stand gerade die noch lebende alte Marthe in geschäftiger Bewegung. Von Heinrichs Anblick erschreckt, und gerührt von Mitleid, schaute sie den müden und matten Unglücklichen für einen hungernden, Almosen suchenden Bettler an, und wollte sich beeilen, mit einem Stück Braten ihn weiter zu bringen; denn solch ein Jammerbild des lebendigen Elendes, dachte sie, müßte die Freude der Glücklichen bei der Tafel stören und trüben. Sie schnitt ein Stück Braten ab und bot es ihm auf einem Scherben, den sie sonst auch der Katze hinstellte. Messer und Gabel gab sie ihm nicht, denn sie traute ihrem Gast nicht.

„Da nimm und iß und sei auch du heute froh mit den Frohen; aber geh ja nicht in den Saal hinein. Entferne dich bald wieder in Gottes Namen.“ Er lehnte

das Bettleralmosen stumm ab, und seufzte und schüttelte den Kopf; alsdann bewegte er sich trotz der wehrenden Marthe gegen den offnen, lauten Speisesaal. O mit welchen Empfindungen hörte er seines Vaters, seiner Mutter Stimmen endlich wieder, als er außen stand neben der Thür!

Was war natürlicher, als daß Rudolf hier, im frohen Kreise seiner Familie und der befreundeten Umgebung, manchmal dachte: wäre hier nicht noch Platz für meinen Heinrich? So recht von Herzen froh war er doch nicht. O sie verstanden seine Wehmuth Alle wohl. Er sah dies und sprach: „Ich hatte einmal zwei Söhne. Wir sind nun Alle so glücklich hier beisammen; gäb' es doch die gütige Vorsehung, daß endlich einmal wieder mein Heinrich erschiene! Ich hab' ihn in einer Aufwallung meines erhitzten Blutes verstoßen. Wir Beide hätten nun genug gebüßt, ewige Gerechtigkeit. Aber die Todten schlafen fest und stehen nicht mehr auf."

In diesem Augenblicke kam Heinrich unter die Thür. „Ach! ein sehr Unglücklicher, Vater!" sprach Marie mitleidend und gerührt, als sie des stillen Unbekannten, ihres mit Schmerz gebornen Sohnes ansichtig wurde. Ohne den Heinrich wieder zu erkennen, stand sie auf, und war Willens, ihm ihren Teller und ein Glas Wein zu reichen. Sie trat zu ihm an die Thür mit dem Almosen und sprach freundlich zu ihm: „Nimm, Verlassner, sei fröhlich mit uns und vergiß heute darüber aller Noth. Aber nicht wahr, du bist krank? Woher bist du, und wer sind deine Aeltern?"

Heinrich antwortete nicht und hielt sein leidenverzehrtes Gesicht voll Scham zu Boden. Marie führte ihn

in den Saal. Der Gedanke: „Wenn das mein Sohn wäre —?“ durchzuckte ihre Seele. Ihr Blick begegnete dem seinigen; aufs Neue und auf das Heftigste erschüttert sank Heinrich auf einen Sitz. Er wollte sprechen, wollte dem überwältigenden Andrange seiner Empfindungen Luft in Worten, in einem erpreßten Schreie machen; er fand nicht Worte, nicht Ausdruck. Zitternd und stürmisch ergriff er die Hand seiner seltsam bewegten, ahnungsvollen Mutter, drückte sie heftig auf seine ungesehen blutende Brustwunde, und bedeckte dann voll Scham und Reue in unaussprechlichem Schmerze sein blasses Duldergesicht.

„Mein Sohn! Das ist Heinrich! mein Bruder!“ riefen fast zugleich die Ahnungsvollen aus, und ihr Glaube steigerte sich zur sonnenhellen Wahrheit, als Heinrich, von Schmerz und Freude gleich mächtig durchzückt, mit dem Schrei: „Heinrich Schröter!“ an den Hals seines Vaters fiel. Die Scene dieses Augenblickes schildern nicht Worte. „Wiedergefunden!“ war der allgemeine Jubel im Saal.

Grimaldi und die Gräfin waren nicht weniger bewegt, in solchem Zustande ihren ehemaligen Diener wiederzusehen. „Ja, ich bin derselbe Unglückliche,“ sprach Heinrich zu diesen, „bin es, den sie aus Ihrem Hause stoßen mußten, Herr Graf. So weit ist es mit mir gekommen. Ich habe meinen Lohn vollauf. O ich mußte schrecklich büßen für alle meine Sünden an euch und an mir, Vater, meine Mutter. Ich habe sie abgetragen, die große Schuld des Flüchtlings, des Spielers und Räubers, durch namenloses Elend. Die immerfort nagenden Natternbisse der Reue zerfleischen mir noch jetzt die

Brust, und noch hab' ich lange nicht meine letzte Thräne über Daniels Schüler geweint. Gott, hört' ich tausendmal sagen, Gott ist barmherzig, wie er streng in seinen Gerichten ist. Er wird auch mir vergeben, mich wieder aufnehmen. O meine schwer gekränkten Aeltern, wie viel Gram und Kummer hat Ihnen ein undankbarer, verirrter, unnatürlich handelnder Sohn gemacht! Vergeben Sie auch dem Heimgekehrten, nehmen Sie auch den leidenvollen, großen Sünder wieder auf."

Rudolf schloß ihn fester in die Vaterarme, und als er wieder eines Wortes mächtig war, sprach er: „Deine Schuld ist abgetragen; Friede, Friede, mein Sohn! Komm, jetzt wollen wir gut machen, was noch gut zu machen ist. Komm, setze dich wieder an meine Seite und ruhe aus in deines Vaters Wohnung. Auch deine Mutter hat schon vergeben. Siehst du? sie weint."

Leonardi erwähnte nun jener wilden Wolfsjagd im Wald, und schloß: „Die wahren Wölfe in der menschlichen Gesellschaft aber sind die Beispiele des Bösen und zügellose Leidenschaften, womit sie der Knabe und der Jüngling unvorsichtig und so lange speist, bis sie ihr armes Opfer zerreißen. Wilhelm, schreiben Sie in Stunden der Muse Ihres Bruders Leben." Wilhelm sagte zu; aus seinen zurückgelassnen Papieren trat später diese Geschichte des verlornen Sohnes.

Erst spät in der Nacht schieden Wilhelms und Leonardis Gäste aus dem Pfarrhaus. Grimaldi und Nina versprachen dem Wilhelm, noch einige Tage lang' hier zu bleiben. „Liebe Louise," sprach Nina, als sie sich trennten, „machen Sie recht bald Hochzeit und vergessen Sie dabei uns nicht." „Frau Gräfin," entgegnete Louise,

„mein Herz ist frei und wird es meinem Bruder zu Liebe immer bleiben.“ „Lassen Sie mich für Sie wählen,“ erwiederte die Gräfin, und verschwand mit Grimaldi. Ausgesöhnt mit den Seinigen ging Heinrich in ihrer Mitte aus der Stadt hinaus in jene einsame Försterwohnung. Ausgetilgt war seine Schuld, aber ihre Folgen nicht.

Wohl strich er noch einige Mal durch Felder und Wälder mit dem Jagdzeug; allein er schoß Nichts mehr, und kam zum Leidwesen seines Vaters immer leer und so ermattet zurück, daß es der Arzt für heilsamer hielt, seiner kranken Brust in der Nähe seiner Mutter zu pflegen, als durch gewaltsame Anstrengungen die Wunde immer wieder aufzureißen. Daniels Ende vernahm er aus seines Vaters Munde.

Nie sah man ihn mehr einen Würfel oder eine Spielkarte berühren. Aus dem wilden Knaben, dem verirrten Jünglinge war zuletzt ein so stiller, in sich gekehrter Büßer geworden, daß er, ohne den Mund zu verziehen, tropfenweise das gallenbittre Maaß seiner Leiden bis auf die Hefe trank.

So sehr Rudolf über das Lebensglück des Jüngern im Stillen sich freute, so sehr betrübte den Mann das sieche Hinschwinden dessen, den er einst bestimmt glaubte, ihn als fürstlicher Förster vom Posten abzulösen, und sich wieder zu verjüngen im Kreise aufblühender Kinder. Aber anders, als Rudolf, wollte es das Weltgericht.

Heinrich liebte das arme, gute Gretchen, sie ihn mit ganzer, kindlicher Seele. Sie ward seine Braut. Das Glück, sie ganz die Seine zu nennen, sie als seine Gattin vom Altare zu führen, ward ihm auf Erde nicht mehr zu Theil.

Ein Jahr und einige Monate nach Wilhelms Primiz entschlief Leonardi selig im Herrn. Bald nach ihres Bruders Abschied von Diesseits zog Cäcilie in die Residenz zu ihrem Oheim Peter Storch zurück. Wilhelm, der bisher Leonardis Kaplan gewesen war, that ihm den traurigen letzten Liebesdienst an der Bahre, am Grabe, und nahm als Pfarrer Besitz von der Stelle des allbetrauerten Verklärten.

Louise verließ nun das väterliche Haus auf immer. Muthig und fest entschlossen, jedem andern Lebensglücke bei all' ihrer Liebenswürdigkeit zu entsagen, und mit treuer Schwesterliebe an Wilhelms Seite im Pfarrhaus zu leben, zog sie zu dem jungen Pfarrer aus.

Ehe noch die aus dem Pfarrgarten auf Leonardis Grab verpflanzten Rosen recht verblüht hatten, schaufelte der Todtengräber ein andres, tiefes, friedvolles Schlummerbett für einen ausgerungenen Lebens- und Leidensmüden. Es geschah dies an einem Samstage Abends um Jacobi. Als Wilhelm die Grabrede vor der trauernden und schluchzenden Versammlung halten wollte, konnte er lange seinen Schmerz nicht bekämpfen; denn zwischen den sechs Brettern, auf die er als Priester zuerst die polternden Erdschollen warf, hatte Heinrich endlich Ruhe im Leichentuche gefunden, eine Ruhe, die ihm keine Welt voll Leidenschaften und Herzensverirrungen mehr geben konnte. Die Brustwunde war unheilbar und gab ihm den Tod; aber er starb doch zu Haus, im Arme des Vaters, und beweint.

Als die Schollen über die Hülle des armen verblichenen Dulders hinunterrollten, sah man seinen Vater die schmerzlich bebenden Lippen mit Gewalt zusammen-

pressen. Er mußte sich an einen Grabstein lehnen, und zerdrückte die Männerzähre mit den tropfenden Wimpern. Von seinem Schmerze überwältigt, entfernte er sich ohne Mutter Marie und Louisen mit den Worten: „Gute Nacht, mein Heinrich! armer Heinrich, gute Nacht!“

Zu Louisen ins Pfarrhaus kam wohl mancher Freier, und warb um ihr edles Herz und ihre Hand. Ein junger gräflicher Beamter war so glücklich, sie als seine Braut von Wilhelms Seite heimzuführen. Die edle Gräfin sandte ihr diesen Bewerber mit einem kostbaren Brautschmucke zu. Louise folgte ihrer Bestimmung und ward das glückliche Weib eines Glücklichen. Wie man säet, so ärntet man. Dies ist die Familiengeschichte des fürstlichen Försters Rudolf Schröter.

Im Verlage der Matth. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg ist 1834 neu erschienen:

Die Kalenderkunde, oder Anleitung zur richtigen Kenntniß des Kalenders und zum nützlichen Gebrauche desselben, für Kinder in Stadt- und Landschulen, von M. C. Münch, vormal. Seminar-Rektor, Pfarrer in Unlingen. 5te vermehrte und verbesserte Auflage. 10 Bogen. gr. 12. à 24 kr. oder 6 ggr. In Parthien von wenigstens ein Dutzend für Schulen à 18 kr netto oder 5 gr.

Die 4te Auflage ward eben so schnell vergriffen, wie die frühern; es bedarf sonach in Beziehung auf die Brauchbarkeit dieser Schulschrift um so weniger einer weitern Darstellung, als sie sich bereits hinlänglich gerechtfertigt hat. Nichts desto weniger mögen die Aeußerungen eines competenten Richters, des vortrefflichen Frhn. v. Wessenberg, hier eine Stelle verdienen; derselbe sagt hiervon: „Dem Büchlein ist eine „ausgedehnte Verbreitung unter dem Volke zu wünschen. Es „ist darin die Belehrung über das Kirchenjahr mit dem Unterrichte über die Jahrszeiten, den Lauf der Gestirne u. s. w. „auf eine sehr zweckmäßige Weise verbunden. Indem es die „Gemüther zum Göttlichen erhebt, verscheucht es zugleich „den unseligen Spuck und Aberglauben. Dieses Büchlein ist „daher ein wahrhaft christliches Werk der Barmherzigkeit „für das arme Volk, welches noch in so vielen Stücken in „der Unwissenheit und im Irrthume umhertappt."

Die Gesundheitslehre, oder Anweisung zur Förderung und Erhaltung der Gesundheit für Kinder in Stadt- und Landschulen, von M. C. Münch. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 140 Seiten. 8. 24 kr. oder 6 ggr. In Parthien von 1 Dutzend für Schulen 18 kr. oder 5 ggr.

(Gesundheit ist mehr als Gold u. Kronen werth.)

Dieses Büchlein erscheint nun zum 4ten Male öffentlich, eine erfreuliche Anerkennung, die den Nutzen und die Brauchbarkeit dieser Schulschrift hinlänglich beweise. Der redlich

gesinnte und thätige Lehrer, der die Wichtigkeit seines Berufes kennt, und den Forderungen desselben auch willig nachzukommen strebt, wird daher, gleich einem sorgfältigen Gärtner, den zarten Sprößlingen, welche seiner Pflege übergeben worden, alle jene Sorgfalt und Liebe schenken, die da nöthig ist, wenn sie gesund und kräftig heranwachsen und die erwarteten Früchte bringen sollen. Welche Freude muß das Innere eines jeden Kinderfreundes durchdringen, wenn er sich am Abende seiner Tage vorhalten und sagen darf: „durch meine Schuld ist Keines von allen verloren gegangen, welche mir zur Erziehung und Bildung, für Zeit und Ewigkeit, übergeben wurden." Ja, der Segen des Herrn und der Dank der Kleinen wird Keinem ausbleiben.

Das Ganze der Orthographie, oder der Rechtschreibung, in anziehenden und lehrreichen Aufgaben für Kinder in Stadt- und Landschulen, von M. C. Münch. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 12. broschirt 24 kr. oder 6 ggr. In Parthien von 1 Dutzend für Schulen 18 kr. oder 5 gr.

Die günstige Aufnahme, welche dieses Werkchen bisher in den Schulen des In- und Auslandes gefunden, hat den sprechendsten Beweis von seiner Brauchbarkeit bei den Rechtschreibe-Uebungen geliefert. Der Herr Verfasser, welcher selbst als Schulinspektor wirkt, fühlte das Bedürfniß einer leichtfaßlichen Anweisung zur Orthographie in den Volksschulen, er hat die jugendliche Fassungskraft berücksichtigt, damit die Kinder ein Büchlein in der Hand haben, womit sie dem Lehrer Schritt vor Schritt folgen können. —

Diese 3te Auflage ist noch mit mehreren Uebungsaufgaben bereichert, verbessert und vermehrt; da schon die frühern 2 Auflagen in mehreren tausend Exemplaren schnell abgesetzt wurden, so wird diese das vorgesteckte Ziel noch mehr erreichen.

K. Albert (Verfasser des Weihnachtsbüchleins) Der Steg, der Lotterieladen. 2 neue Erzählungen für die reifere Jugend. 8. Mit 1 Titelkupf. brosch. 18 kr. oder 5 ggr.

Diese zwei äußerst gemüthlichen, lehrreichen Geschichten werden die jungen Herzen erfreuen, zur Religiosität, zur Tugend und zum Fleiße anfeuern. Der Herr Verfasser besitzt die glücklich Gabe, die Jugend angenehm zu unterhalten und zum Guten zu entflammen.

LD,

Nebel

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nebel, Wilhelm Michael,

Der verlorne Sohn Die Geschichte einer deutschen Familie ; zur Beherzigung und Warnung für die reifere Jugend und für Aeltern

Augsburg 1834

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5012
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261227-6